

Silicon Valley-Dreams

Diversität ist die Voraussetzung für Innovationskraft – Europa hat zu wenig davon.



Thomas Jäkle

„Indien und China sind die Quellen der US-Angst. Nicht Europa“, erklärt Harvard-Professor Viktor Mayer-Schönberger. „Die USA interessiert Europa schon lang nicht mehr, wenn es um die Innovationen geht.“ Harsche Worte, die anlässlich eines Symposiums der Industriellenvereinigung (IV) nicht gerade auf uneingeschränkte Zustimmung gestoßen sind. IV-Generalsekretär Markus Beyrer hatte vor den Ausführungen des aus Österreich stammenden Harvard-Professors noch die hervorragende EU-Präsidentschaft Österreichs gelobt.

Die EU hinkt hinterher, wenn es um die Innovationskraft geht. Mit der im Jahr 2000 ausgearbeiteten Lissabon-Strategie hat sich die EU vorgenommen, bis 2010 der wettbewerbsfähigste Wirtschaftsraum der Welt zu sein. Der aus Zell am See stammende Professor steht mit der Meinung, dass Europa säumig sei, nicht alleine da.

Zur Halbzeit hinke man deutlich hinterher, räumte der finnische Industrie- und Handelsminister Mauri Pekkarinen ein. Es sei eine intensivierete Diskussion notwendig, wie man Euro-

pa „innovativer, produktiver und wettbewerbsfähiger“ machen könne. Die EU-Kommission sowie der finnische Ratsvorsitz wollen bis Jahresende 2006 eine einheitliche Innovationspolitik schaffen. Finnland hat zum 1. Juli von Österreich den EU-Ratsvorsitz übernommen und will nun das Tempo in Sachen Innovationspolitik verschärfen.

Dass es um die Innovationsfähigkeit Europas nicht gut bestellt ist, konzidierte auch Jorma Ollila, Nokia-Vorstand und designierter Vorstandschef des Ölkonzerns Shell. Er forderte am Rande eines informellen Ratstreffens der EU-Wirtschaftsminister, bei der Förderung von Forschung

und Entwicklung „von Worten zu Taten“ überzugehen. Europa sei bislang nicht in der Lage gewesen, ausreichend große Forschungsinstitutionen zu schaffen, kritisierte Ollila.

Innovationskraft ...

„Das Klima stimmt einfach nicht, in dem in Europa Innovationen gedeihen sollen“, sagt Harvard-Professor Mayer-Schönberger. Es fehle nicht an Ideen, sondern wie man aus Wissen wirtschaftlich reüssieren kann. In den USA sei hingegen die Grundhaltung, Risiko einzugehen, wesentlich höher. Und Risikokapital sei außerdem einfacher und billiger zu bekommen. „Es gilt in den USA noch immer die Regel, dass derjeni-

ge, der Risiko übernimmt, auch im Falle des Scheiterns nicht stigmatisiert wird“, sagt Mayer-Schönberger. Im Gegenteil: Wer scheitert, der wird an anderer Stelle wieder gerne aufgenommen, weil ihm unterstellt wird, dass er aus dem Scheitern wichtige Kenntnisse erlangt habe.

In den USA sei demnach die Dynamik ganz anders, wenn gleich die weltgrößte Wirtschaftsmacht nicht einmal über eine einheitliche Innovationspolitik verfüge und 70 Prozent der Forschungsbudgets nur in fünf Regionen fließen – ins Silicon Valley rund um San Francisco, nach Boston, Los Angeles, New York und San Diego.

... und Homosexualität

Außerhalb dieser fünf starken Regionen sind die USA eher eine Innovationswüste. Im Silicon Valley habe man die Chancen einfach genutzt.

Auch die geplatze Internetblase zur Jahrtausendwende konnte den Eifer der Wissenschaftler und Entrepreneur nicht stoppen. Neben der Informationstechnologie haben Bio- und Nanotechnologie an Bedeutung gewonnen. Die nächste Welle, weniger spektakulär als der Internet-Hype, wird in der Entwicklung von Unternehmensprozessen gesehen. Der Staat investiert in den USA noch immer massiv in die Grundlagenforschung. Und die Gesellschaft ist wesentlich offener als in Europa – in jeder Hinsicht. „Innovation braucht Diversität, viele unterschiedliche



Entgegen dem Uhrzeigersinn

Dossier
Echtzeit

ab Seite 17

Leben ohne PC in einer digitalen Aura

Forschung Seite 3

Einfach Zahlen geht im Internet nicht

Technologie Seite 6

Merger bescheren Bankern satte Gewinne

Wirtschaft Seite 13

Bundesbahnen: Beratung für einen ganz Großen

Leben Seite 21

Editorial

Wir Österreicher sind nicht gerade für unsere Innovationsfreudigkeit bekannt. Frischer Wind und ein Schuss Jugend würde nicht nur der Politik gut tun, er bringt auch Unternehmen die eine oder andere Einsicht, um in einem Wettbewerb der Austauschbarkeit zu bestehen. Die Meinung von Kunden, Partnern oder auch der eigenen Frau (die hat meistens Besseres zu tun), könnte dazu beitragen, seine Kunden besser zu bedienen. Mit dem feinen Unterschied können sich Unternehmer entscheidend vom



Mitbewerb abheben. Vielfältigkeit, auf Neudeutsch Diversity genannt, ist der Motor der Innovation, Homogenität der Killer jeden Fortschritts.

Abgesehen davon, haben die Ideen und Anregungen aus dem eigenen Umfeld einen entscheidenden Vorteil: Sie kosten deutlich weniger als externe Berater (siehe auch Seite 21). In Zeiten der Kostenreduktion ebenfalls ein wichtiges Argument. In diesem Zusammenhang: Manchmal hilft es auch, mit den eigenen Mitarbeitern zu reden.

Christian Czaak



GZ: GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

Fortsetzung auf Seite 2

Quickonomy

Nachrichten



Unterstützung in Echtzeit..... 4
Software-Lösung „Senactive In Time“ unterstützt Geschäftsprozesse und bietet Entscheidungshilfe in Real Time.

Phishing-Welle ungebremst 7
Schutzanleitungen gegen das Ausspionieren von Zugangsdaten zeigen wenig Wirkung.

Bank unplugged 8
Forscher von Accenture machen sich Gedanken über die Bank der Zukunft.



Nachbohren aus Prinzip 22
Top-Beraterin Anja Förster lehrt Manager das Querdenken.

Job-Motor Informationstechnik .. 22
Die Branche beschäftigt 200.000 Personen und erwirtschaftet 30 Mrd. Euro Umsatz.

Kommentare

Glücksgriff und Pechmarie..... 16
Der Versuch, den Deal zwischen Mittal und Arcelor zu verhindern, ist keine Werbung für den Finanzplatz Luxemburg.

Ganz schön verwirrt..... 16
Je mehr Bezahlmöglichkeiten, desto mehr Pins. Wer soll sich das merken?

Zizou 24
Oder wie man einer alten Dame über die Straße hilft.

Mit Querköpfen auf Sparkurs 24
Wie die ÖBB bei den Beraterverträgen sparen könnten.

Leben mit und in Echtzeit 24
Die Häppchen werden immer kleiner. Strategien, um die zerhackten Informationen zu verarbeiten, fehlen.

Standards

Special Innovation..... ab 9
Zahlenspiel 14
Dossier ab 17
Schnappschuss..... 22
Reaktionen auf *economy* 23
Frage der Woche 23
Consultant's Corner 24

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/13
Verleger und Geschäftsführung: Christian Czaak
Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake), Rita Michlits (rem)
Redaktion: Klaus Lackner (kl), Clemens Rosenkranz (rose), Jakob Steuerer (js)
Autoren: Lydia J. Goutas, Alexandra Riegler, Josef Schiefer, Hannes Stieger (sti), Christine Wahlmüller
Illustrationen: Kilian Kada, Carla Müller
Titelbilder: Epa/Arleen NG, Bilderbox.com
Produktion: Bernhard Grabner (Artredaktion), Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl Webredaktion: Klaus Lackner
Druck: Luigard, 1100 Wien Druckauflage: 35.000
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at



Viktor Mayer-Schönberger: „In den USA gibt es mehr Innovationen, weil hohe Investitionen in die Grundlagenforschung fließen“, erklärt der aus Österreich stammende Harvard-Professor.

„Wir wollen dort sein, wo die Brain-Junkies sind“

Thomas Jäkle

economy: *Es gibt die Meinung, dass Forschung sich an den Erfordernissen des Marktes orientieren soll. Glauben auch Sie, dass man so im Innovationswettbewerb besser wird?*

Viktor Mayer-Schönberger: Ich bin überzeugt davon, dass es eine inhaltsoffene Grundlagenforschung geben muss. Staatliche Förderstellen glauben zwar, dass sie Themen vorgeben müssen. Das ist aber falsch. Sogar ein Beispiel aus der Wirtschaft bestätigt dies. IBM hat drei Nobelpreisträger. Diese drei Forscher arbeiten im kleinsten IBM-Labor in Rüschlikon in der Schweiz. IBM hatte aber in den 80er Jahren seine Forschungskompetenzen generalstabsmäßig gebündelt. Nur weil Rüschlikon zu klein war, hat man den Forschern dort ihre Freiräume gelassen. Sie durften machen, wonach ihnen zumute war.

Was machen die USA bei der Innovationspolitik besser?

In den USA gibt es mehr Innovationen, weil hohe Investitionen in die Grundlagenforschung fließen. Aus Projekten für die Nasa oder dem Arpanet, wodurch sehr viel Kompetenz entwickelt wurde, was die Entwicklung im Internet anbetrifft, resultieren viele Innovationen. Aber auch Unternehmen stecken sehr viel Geld in Grundlagenforschung, wie beispielsweise Xerox Parc oder IBM.

Fortsetzung von Seite 1

In den Regionen à la Silicon Valley wird für alles gesorgt. Rund um die Forschungszentren entwickeln sich auch die Cafés, Freizeitangebote, sozialen Dienste und Initiativen sowie Dienstleistungen. Und sind pragmatische Lösungen gefragt, werden sie auch gefunden. Für den Firmenkongress des Datenbankherstellers Oracle wurden kurzfristig statt der 45.000 nun 55.000 Menschen erwartet. Kurzerhand wurden am Messezentrum in San Francisco Straßen gesperrt, um die Kapazität mit einem provisorischen Zelt zu erweitern, das übrigens an High-tech nichts vermissen ließ.

Entrepreneurship im wahren Sinne des Wortes, wie es der österreichische Ökonom Joseph Schumpeter verstanden hatte, fordert auch Intercell-Vorstand Alexander von Gabain für Österreich. Anders als in den USA oder in skandinavischen Ländern vermisst er hierzulande

Steckbrief



Viktor Mayer-Schönberger wurde 1966 in Zell am See geboren. Als 20-Jähriger gründete er das Software-Unternehmen Ikarus. Der Jurist ist seit 1999 Professor für Internet-Recht und -Politik an der Kennedy School of Government der Harvard University in Cambridge, MA (USA). Foto: IV

In den USA gibt es keine zentrale Innovationspolitik, und doch ist das Land so erfolgreich. Ist das der richtige Weg?

Konzepte à la Silicon Valley zu kopieren, reicht nicht aus. Dort passt alles zusammen, es ist Geld da, es sind Wissenschaftler dort, und vor allem: Es muss schon bei der Bildungspolitik angesetzt werden, um Schüler neugierig zu machen.

Sie sagen, die fehlende Diversität hemmt Innovationen?

de zudem das Klima, das Innovation antreibt. „Es geht ja schon los, dass die Relationen nicht verstanden werden – oder nur von ganz wenigen“, meint von Gabain. In Schweden, Finnland oder auch in den Wissenschaftszentren der USA kenne man einfach die Spielregeln. „Spricht man bei uns davon, dass die Entwicklung eines Medikaments 300 bis 500 Millionen Euro für eine Entwicklungszeit von bis zu sieben Jahren verschlingt – das ist auch ganz normal – gibt es in Österreich noch immer ungläubige Menschen“, so von Gabain. „Ein großes Nachrichtenmagazin hat kürzlich bei einem Bericht einfach die beiden Nullen weggelassen. Ein Ausdrucksdruck für das mangelnde Verständnis. Es fehlt der Common Sense“, kritisiert von Gabain.

Risikofreudige Gesellschaft

Zu glauben, man müsse Silicon Valley & Co einfach 1:1 kopieren, um Erfolg zu haben, führt auf den Holzweg. Singa-

Innovation braucht Diversität, nicht Homogenisierung. Wenn Menschen sagen, wir brauchen keine Ausländer, Homosexualität ist schlecht, oder das Kopftuch soll verboten werden, dann sind das einfache Konzepte. Sie führen aber dazu, dass eine Gesellschaft abstirbt. Das Bedürfnis nach Homogenität ist zwar nachvollziehbar, vergiftet jedoch die Erde, in der die Wurzel der Innovation steckt. Diversität kostet zwar Zeit und Geld, der Weg ist schwerer und anspruchsvoller, er führt aber dazu, dass eine Gesellschaft sich weiterentwickelt.

Sind Elite-Universitäten wie Gugging notwendig, um Innovationen zu fördern?

Sollte dort Grundlagenforschung stattfinden, dann muss man sehr, sehr gute Leute dorthin bringen. Neben extrem viel Geld braucht es aber auch extrem viel Zeit.

Würden Sie nach Gugging wechseln?

Ich würde nicht in eine Hülle wechseln. Man bräuchte ein Team, mit dem ein innovatives Ökosystem aufgebaut werden kann. In Österreich wird aber immer noch darum gestritten, ob ein Büro 15,25 oder 45 Quadratmeter groß sein soll. Ich will, dass links und rechts von mir Leute in Bereichen arbeiten, die sich befruchten. Wir wollen dort sein, wo die Brain-Junkies sind.

purs Herrscher Lee Kuan Yew wollte die Elite in Singapur ansammeln, was ihm in bescheidenem Maß gelungen ist. Genauso wenig erfolgreich werde „das Aus-dem-Boden-Zaubern von Elite-Universitäten“ sein, behauptet Intercell-Chef von Gabain. Dafür müssten zunächst Vorbilder geschaffen werden. Und eine derartige Institution brauche Zeit. Und viel Geld.

Zuvor müssen aber die Weichen in der Bildungspolitik gestellt werden. „Diversität muss in die Köpfe der Schüler und Studenten gebracht werden“, sagt Harvard-Professor Mayer-Schönberger. „Wir müssen die Bereitschaft haben, die Orthodoxie in Frage zu stellen, um so zu einer risikofreudigen Gesellschaft zu kommen.“ Die Kosten dafür bezeichnet der Harvard-Professor als „Peanuts“. In der Schule müsse die Förderung beginnen. In der einstigen Werbetafel des Computerbauers Apple aus San Francisco ausgedrückt: „Think different“.

Forschung

Alois Ferscha: Für den Universitätsprofessor vom Linzer Institut für Pervasive Computing steht fest, dass „der Personal Computer eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist und verschwinden wird“. Die Zukunft sieht er in der alles durchdringenden Vernetzung des Alltags durch den Einsatz intelligenter Gegenstände.

Leben ohne PC in digitaler Aura

Christine Wahlmüller

Es klingt alles noch ein bisschen nach Sciencefiction und recht viel Zukunftsmusik. Trotzdem gilt: Vieles, was am Institut für Pervasive Computing der Universität Linz aus (Forschungs-) Ideen entsteht, zeigt auf, was in einigen Jahren Realität sein könnte. Die Idee des Pervasive Computings an sich ist revolutionär: „Der Computer“ ist nicht ein Gerät, sondern die Summe aller vernetzten Gebrauchsgegenstände, Fahrzeuge, Arbeits- und Wohnräume, Möbel, unserer Kleidung, ja selbst der Natur. *economy* sprach mit Universitätsprofessor Alois Ferscha darüber, wie intelligente, kaum sichtbare, in den Alltag integrierte Computer unser Leben verändern werden.

economy: Herr Professor, Sie haben ganz „brav“ in Wien Informatik studiert, was führte Sie zum Thema „Pervasive Computing“?

Alois Ferscha: Ich bin gewissermaßen der akademischen Tradition gefolgt und habe mich sofort nach meiner Habilitation in Informatik – da war ich noch Assistenzprofessor an der Uni Wien – der internationalen Konkurrenz um eine eigene Professur gestellt. Und da hatte ich gleich mehrere Angebote, auch von ausländischen Unis. Schließlich ist es aber die Universität Linz geworden, wo ich ein eigenes Institut übernommen habe. Aus dem damaligen Institut für praktische Informatik wurde mit meinem Start im September 2000 das heutige Institut für Pervasive Computing.

Woher kommt der Begriff eigentlich?

Der Begriff hat viele Wurzeln. Am historischen Beginn steht „Ubiquitous Computing“, das heißt die Allgegenwärtigkeit von Informationsverarbeitung und die jederzeitige Zugriffsmöglichkeit auf Daten. Dieser Begriff wurde schon 1989 von Mark Weiser geprägt. „Pervasive Computing“ drückt für mich besser aus, was eigentlich gemeint ist: überall eingedrungene, eingebettete, vernetzte Informations- und Kommunikationstechnologie. Ein Beispiel: Der „Computer“, der in ein Hemd eingebettet ist, kann autonom seine Umgebung steuern, beispielsweise die Waschmaschine oder den Koffer. Zur Veranschaulichung haben wir vor drei Jahren den



Alois Ferscha gilt als kreativer Vordenker in puncto intelligente, in den Alltag integrierte Computer. Foto: Inst. f. Pervasive Computing

Prototyp eines Internet-Koffers entwickelt. Sensoren erkennen, welche Dinge im Koffer liegen, ein ebenfalls im Koffer integrierter Web Server verwaltet

das Inventar, auf das andere Applikationen oder Prozesse im Internet zugreifen können.

Fortsetzung auf Seite 4

WIE VIEL GESCHICHTE BRAUCHT DIE ZUKUNFT?

Innovationen aus Österreich geben Antworten auf die Fragen der Zukunft. Ein gutes Beispiel: Österreichische WissenschaftlerInnen, die mit ihrer Forschung über Geschichte, Gesellschaft und Kultur die Basis für das Lernen von morgen legen. Fragen Sie jetzt, was Forschung aus Österreich noch alles möglich macht!

innovatives-oesterreich.at

FORSCHUNG. WISSEN. ZUKUNFT.

innovatives-oesterreich.at ist ein Dialogprogramm, um das Verständnis für den Nutzen von Innovation, Forschung und Technologieentwicklung zu erhöhen. Das Dialogprogramm wird getragen von



austrian council



bm:bwk
Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur



bm vti
Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie



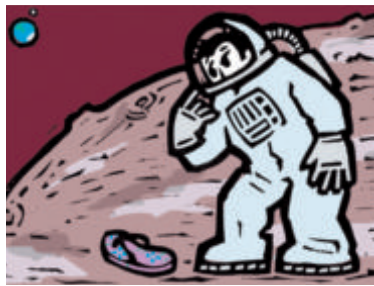
BWA
BUNDESMINISTERIUM für WIRTSCHAFT und ARBEIT

und unterstützt von



Forschung

Notiz Block



Impfstoff-Tests gegen Vogelgrippe

Baxter führt klinische Studien zur Verträglichkeit eines Impfstoffs gegen die Vogelgrippe durch. Der Pharmakonzern testet an mehreren hundert Probanden einen in Niederösterreich entwickelten H5N1-Impfstoff. Das Studienprogramm wird am Wiener AKH und in Singapur durchgeführt. Baxter setzt einen Impfstoff ein, bei dem das Virus in einem Zellkultur-Verfahren produziert wird. Durch diese Herstellungsmethode soll der Produktionszyklus auf elf bis zwölf Monate ab der Isolierung eines neuen Erregers reduziert werden. Der Wettlauf mit der Zeit ist im Fall einer Pandemie enorm wichtig. Noch nicht bewiesen ist, ob der Impfstoff gegen mehrere H5-Stämme wirkt. *apa*

Unfares Spiel zahlt sich aus

Das Forschungszentrum für Virtual Reality und Visualisierung (www.vrvis.at) nahm die Fußball-WM zum Anlass einer visuellen Spielanalyse. Basierend auf Daten des Weltfußballverbands Fifa und mit einer Eigenentwicklung namens Comvis

analysierten die Forscher die erzielten Tore, rote und gelbe Karten, kurze und weite Pässe, Tacklings und Fouls, verglichen die Daten und werteten sie aus. Interessantes Detail: Auch Fouls zählen sich mitunter aus – vier von fünf Teams, die überdurchschnittlich viel gefoult haben, stiegen in die nächste Runde auf. Mit Fair Play schossen sich Japan, Korea sowie Trinidad und Tobago bereits aus der Vorrunde. Anders erging es Italien, das sich mit korrektem Spiel den Weltmeistertitel holte. Das unterlegene Frankreich lag beim Foulen im Mittelfeld. *rem*

Härtetest für Elektronikteile

Je näher mikroelektronische Bauelemente an Motor, Getriebe oder Bremse kommen, desto größer wird die Belastung durch Wärme und Vibration. Auch die zunehmende Miniaturisierung elektronischer Komponenten bei gleichzeitiger Erhöhung der Funktionalität führt zu einer steigenden Eigenenergieerwärmung. Im Rahmen eines Gemeinschaftsprojekts mit dem Kompetenzzentrum Automobil- und Industrieelektronik (KAI) untersuchen Forscher am Erich-Schmid-Institut für Materialwissenschaft der Österreichischen Akademie der Wissenschaften die Eigenschaften von spröden Schichten in mikroelektronischen Bauelementen, um ihre Belastbarkeit und somit die Lebensdauer zu erhöhen. Die Forscher müssen hierzu neue miniaturisierte Messmethoden entwickeln. Das Projekt ist auf drei Jahre konzipiert. *rem*

Im Fördertopf

„Nachhaltige Werte für Kunden und Aktionäre zu schaffen, schonend mit den natürlichen Ressourcen umzugehen und gleichzeitig ihrer Verantwortung in ihrem sozialen Umfeld zu entsprechen“, das schreibt sich die EVN auf die Fahnen. Der Energieversorger vergibt für den Universitätslehrgang „MSC Program – Erneuerbare Energie in Mittel- und Osteuropa“, der im Oktober 2006 startet und von der Technischen Universität Wien und dem Energiepark Bruck/Leitha ins Leben gerufen wurde, zwei Stipendien in der Höhe von jeweils 7.000 Euro. Die Gesamtkosten inklusive Reise- und Aufenthaltskosten betragen 14.000 Euro. Die Bewerbungsunterlagen für den finanziellen Zuschuss müssen bis 20. Juli 2006 bei newenergy@tuwien.ac.at einlangen, der Betreff soll auf „EVN-Stipendien“ lauten. Zulassungsvoraussetzungen, Bewerbungsformulare und das Procedere zur Anmeldung zum Lehrgang sind auf <http://newenergy.tuwien.ac.at> unter der Rubrik Programm, Unterpunkt Zulassung gut versteckt. Hier finden sich auch weitere Fördermöglichkeiten für Studierende und Unternehmen, die Mitarbeiter in dieses Programm für Nachhaltigkeit entsenden wollen. Die einzelnen Module der Ausbildung, die sich über zwei Jahre zieht, finden in Wien, Bruck/Leitha, Bratislava und Mosonmagyaróvár statt. *rem*



Wissenstransfer: Absolventen der Unis stellen ihre Arbeiten vor

Unterstützung in Echtzeit

Software-Lösung „Senactive In Time“ steuert Geschäftsprozesse.

Josef Schiefer

Das Thema Business Process Management zur Steuerung und Optimierung von Geschäftsprozessen ist aktueller denn je. Im Rahmen meiner Dissertation hat ein Forscherteam ein System entwickelt, welches es Unternehmen erlaubt, IT- und Organisationsabläufe in Echtzeit zu überwachen, um auf Geschäftschancen und Ausnahmen rechtzeitig reagieren zu können. Auf einer fundierten und ständig aktualisierten Datenbasis werden unternehmenskritische Entscheidungen getroffen und die erforderlichen Maßnahmen umgesetzt. Eines der wesentlichen Ziele war es, damit Geschäftsprozesse vorausschauend zu steuern und sämtliche relevanten Geschäftsinformationen für jeden Mitarbeiter im Unternehmen bereitzustellen.

Das System „Senactive In Time“ ermöglicht eine einfache Erstellung, Visualisierung und Simulation von zeitkritischen Unternehmensprozessen. Datenverarbeitung und Entscheidungen dieser Prozesse laufen dabei in so genannten „Sense & Respond-Schleifen“, die sich in fünf Phasen teilen lassen.

Im ersten Schritt werden aktuelle Veränderungen in der Geschäftsumgebung als Ereignisse erfasst und vereinheitlicht. Danach wandelt das System die erfassten Ereignisse in aussagekräftige Geschäftsinformationen um und versucht, daraus Geschäftssituationen und Ausnahmen zu erkennen. In einem Analyse-Schritt werden Möglichkeiten generiert, um Lösungsmöglichkeiten mit Risiken und Potenzialen aufzuzeigen.

Im Anschluss daran erfolgt die Entscheidung für die beste Lösungsalternative. Dieser Schritt kann regelbasiert oder mit Vorschlägen an das Management erfolgen. Zuletzt wird die Lösung durch Kommunikation der Entscheidung beziehungsweise Anpassung der entsprechenden Geschäftsprozesse und IT-Systeme umgesetzt.

Suchen mit „Event Crawler“

Bei der Abarbeitung dieser Phasen werden fortlaufend Geschäftsinformationen generiert und über Maßnahmen entschieden, auf die eine Reaktion folgt. Durch das kontinuierliche Durchlaufen der Sense & Respond-Schleifen werden die

Ergebnisse der Maßnahmen sofort wiedererkannt und verarbeitet. Die Informationsqualität wird so bei jedem Durchlauf verdichtet und verbessert.

Eine wichtige Komponente des Systems ist ein so genannter Event Crawler, welcher während der Verarbeitung von Sense & Respond-Schleifen semantische Ereignisse aufspüren kann. Ähnlich wie bei Google ermöglicht es der Event Crawler dem Benutzer, aus einer großen Anzahl von historischen Ereignissen relevante Informationen auf einfache Art und Weise mit Schlagwörtern zu suchen. Dabei werden qualitative Aussagen über Zusammenhänge und Prozessabläufe erkannt. Die Schlagworte selbst werden nicht ausschließlich in einem einzelnen Ereignis ausgewertet, sondern die Suche auf den Abhängigkeitsbereich der Ereignisse ausgedehnt.

Der Autor ist Absolvent der Technischen Universität Wien und hat im Rahmen seiner Forschungsarbeit das Unternehmen Senactive im Jahr 2005 gegründet, das sich auf Echtzeit-Entscheidungssysteme spezialisiert hat.

www.senactive.com

Fortsetzung von Seite 3

Wie funktioniert die Interaktion der Dinge, also bei Ihrem Beispiel Hemd und Koffer?

Dahinter steckt etwas, das wir digitale Aura nennen. Sowohl das Hemd als auch der Koffer besitzen ein bestimmtes Profil. Wenn sich nun die Aura des Hemdes und des Koffers überlappen, dann tauschen sie ihre Selbstbeschreibungen, ihre Profile, aus. Wenn sie eine Übereinstimmung erzielen, wird eine Applikation benachrichtigt. Das funktioniert nur dann, wenn sich die Dinge örtlich nahe kommen – wir sprechen auch von spontaner Interaktion. Im Endeffekt bedeutet das, dass jedes Ding der Welt sein eigener Computer ist. Die Konsequenz ist, dass der Mensch nicht Computer bedient, sondern die Dinge sollen selbstständig untereinander agieren. Es muss zu einem völlig dezentralen Informationsverarbeitungsprinzip kommen. Die Welt ist nun mal nicht zentral organisierbar.

Bleiben wir bei Ihnen und Ihrem Institut. Worin besteht die Forschungsherausforderung?

Kurz gefasst geht es mir um die „Informatisierung“ aller Dinge, ihnen ein digitales Leben zu geben. Logisch ist daher folgende Entwicklung: Der PC ist eine Errungenschaft des

20. Jahrhunderts und wird verschwinden. Alle Gebrauchsgegenstände werden spezielle, aber optimierte Funktionen des traditionellen Computers annehmen. Man braucht den PC nicht mal mehr, um Texte zu tippen. Heute schon gibt es Stifte, die die Handschrift erkennen, oder E-Paper, also Papier, das ein Spezial-Computer ist.

Können Sie mir dazu ein Beispiel aus Ihrer aktuellen Forschungsarbeit nennen?

Gerne, wir arbeiten zurzeit am Forschungsprojekt „Spectacles“ in Kooperation mit dem Brillenhersteller Silhouette International. Hier geht es darum, eine Brille zu informatisieren. Ziel ist, dass die Brille eine Unterstützung der visuellen Wahrnehmung bringt. So wird die Brille Gegenstände, Gebäude, vielleicht sogar Menschen erkennen und dazugehörige Information aus dem Internet anzeigen. Heute schon ist es möglich, dass, sobald eine SMS oder MMS auf dem Handy einlangt, die Brille sofort ihren Träger davon informiert. Und das Schöne daran ist: Wenn ich die Technik nicht mehr will, lege ich die Brille einfach zur Seite.

Wie hat sich Ihr Institut in den letzten sechs Jahren entwickelt? Interessiert sich die Wirtschaft für Ihre Ideen?

Es war hart am Beginn, mittlerweile ist es sehr einfach geworden, und wir können uns wirklich aussuchen, mit wem wir zusammenarbeiten wollen. Sehr viel wert ist die gute Kooperation mit Siemens, in deren zukünftigen „Smart Home“-Systemen sich bald unsere Lösungen finden könnten.

Was sind Ihre weiteren Ziele?

Die Stoßrichtung ist eindeutig: mit der menschlichen Aufmerksamkeit sorgfältiger umzugehen. Ein „guter“ Computer ist ein solcher, bei dem man nicht merkt, dass man mit ihm zu tun hat. Denken Sie an ein digital gesteuertes Bild an der Wand im Wohnzimmer, zum Beispiel ein Stillleben, das Ihnen sagt, ob der ATX steigt oder fällt, wie viele neue Aufträge hereingekommen sind oder ob die Kinder gut zur Schule gekommen sind. Eine spannende Frage ist auch „Emotional Computing“: Wie kann unser Arbeitsplatz, unser Wohnzimmer, das Auto eine Wahrnehmung unserer emotionalen Befindlichkeit haben und entsprechend „emotional harmonisierte“ Dienste anbieten?

Wollen Sie eine solche Zukunft?

Welche Zukunft sollen wir wollen?

www.soft.uni-linz.ac.at

Special Wissenschaft

Wissenschaft: Regionales Networking

Das Wissenschaftsministerium fördert mithilfe von Austauschprogrammen Kooperationen von Forschern.

Manfred Lechner

Flexible und partnerschaftliche Zusammenarbeit mit südosteuropäischen Ländern zeichnet Österreichs Wissenschaftspolitik seit dem Beginn der demokratischen Wende aus. „Bereits im Jahr 1990 wurde ‚Aktion‘ als neues Instrument in der wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit den Ländern der Region entwickelt“, erklärt Christoph Ramoser, der Leiter der Abteilung zur Internationalisierung der Hochschulen im Wissenschaftsministerium.

Einer der ersten Stipendiaten dieses Austauschprogramms war der derzeitige ungarische Bildungsminister István Hiller. Die „Aktion“ mit Ungarn stand am Beginn dieser Entwicklung, im Jahr 1993 folgten die „Aktion“ mit Tschechien und die „Aktion“ mit der Slowakei.

Bilaterale Projekte

Zu den vom Wissenschaftsministerium in diesem Rahmen geförderten Aktivitäten zählen die Vergabe von Stipendien an Studierende, Graduierte und Wissenschaftler, Finanzierungen von bilateralen Projekten und die Finanzierung von Sprachkursen. Was „Aktion“ betrifft, wurden im Jahr 2005 in Ungarn 41 Projekte, in der Slowakei 30 und in Tschechien 39 Projekte realisiert. „Wichtig ist“, streicht Ramoser hervor, „beste Bedin-



Die Integration der südosteuropäischen Scientific Community ist einer der Schwerpunkte der vom Wissenschaftsministerium gesetzten Maßnahmen. Foto: Bilderbox.com

gungen zu schaffen, damit der gegenseitige Austausch in der Region auch mittels persönlicher Beziehungen ausgebaut und vertieft werden kann.“ Um dieses Vorhaben erfüllen zu können, werden im Rahmen von „Aktion“ auch Stipendien vergeben. Im Jahr 2005 konnten 81 Stipendien für Ungarn, 30 für die Slowakei und 39 für Tschechien in Anspruch genommen werden. Im Rahmen von „Aktion“ wurden seit Be-

ginn insgesamt 22,5 Mio. Euro an Förderungen ausgeschüttet. Davon stammen 14,88 Mio. Euro von Österreich, der Rest kommt von den Partnerländern.

„In der Startphase finanzierte Österreich 75 Prozent, mittlerweile hat sich dieses Verhältnis partnerschaftlich eingependelt, und die Kosten werden geteilt“, erklärt Ramoser. In diesem Jahr stehen für die „Aktion Österreich-Ungarn“ 617.000, für die „Aktion Österreich-Slowakei“

241.000 und für die „Aktion Österreich-Tschechien“ 413.000 Euro Gesamtbudget zur Verfügung. Die Vergabe der Mittel erfolgt durch ein vom Wissenschaftsministerium mit Entscheidungsvollmacht ausgestattetes Gremium. Ramoser: „Die Rolle des Ministeriums ist es, optimale Voraussetzungen zu schaffen, deshalb wird in das fünfköpfige Gremium auch ein Vertreter des Wissenschaftsministeriums entsandt. Generell

ist festzustellen, dass sich das Ministerium aber, was beispielsweise die Mittelvergabe betrifft, jeglicher Einflussnahme enthält. Vorteil dieser Konstruktion ist, dass Entscheidungen rasch und den Bedürfnissen entsprechend getroffen werden können.“

Lektorate schaffen Synergien

Einen weiteren Schwerpunkt der vom Wissenschaftsministerium finanzierten Vorhaben bildet das so genannte Lektoratsprogramm (www.oek.at). „Neben der Förderung der deutschen Sprache vermitteln Lektoren das Kultur- und Wissenschaftsgeschehen in Österreich an ausländischen Universitäten. Der Großteil der Lektoratsstellen befindet sich an Germanistik-Lehrstühlen, aber auch Hochschulen mit wirtschaftlichen, technischen und linguistischen Fachrichtungen werden mit Lektoratsstellen unterstützt“, erläutert Ramoser.

Für insgesamt 135 Standorte weltweit werden vom Wissenschaftsministerium rund zwei Mio. Euro pro Jahr bereitgestellt. Die Anstellung ist auf fünf Jahre begrenzt. „Lektorate ermöglichen den Aufbau von nachhaltigen Wechselbeziehungen zwischen Österreich und dem jeweiligen Gastland“, betont Ramoser, „sie stellen ein wichtiges Instrument österreichischer Kultur- und Wissenschaftsvermittlung dar.“

Sprachen lernen – Freundschaften schließen

Sommerkollegs für südosteuropäische Sprachen erfreuen sich bei Studenten übergroßer Nachfrage.

Einen besonderen Stellenwert innerhalb der vom Wissenschaftsministerium geförderten Maßnahmen zur Intensivierung regionaler Kontakte haben die jährlich stattfindenden Sommerkollegs. Studenten können zwischen den Sprachen Russisch, Ukrainisch, Bulgarisch, Ungarisch, Polnisch und Tschechisch wählen.

Merkmal der Sommerkollegs ist, dass das Lernen gemeinsam mit gleichaltrigen Muttersprachlern erfolgt, die dadurch ihre Deutschkenntnisse verbessern können. „Das Angebot umfasst neben dem Sprachunterricht auch Freizeitprogramme bis hin zur gemeinsamen Unterbringung der Sprachlernenden“, erklärt Tilmann Reuther, Professor für Slawistik an der Universität Klagenfurt, der bereits seit dem Jahr 1992 als Kursleiter für Russisch tätig ist.

Die Mehrzahl der österreichischen Sommerkolleg-Teilnehmer setzt sich aus Studenten der Fachrichtungen Wirtschaft,



Die Halbinsel Krim bietet beste Voraussetzungen, um Ukrainisch in Urlaubsatmosphäre zu erlernen. Foto: bm:bwk

Politologie und Rechtswissenschaften zusammen. Seitens der muttersprachlichen Teilnehmer, die über gute bis sehr gute Deutschkenntnisse verfügen müssen, sind neben den Studenten dieser Studienrichtungen auch Germanisten zu finden. Die Sommerkollegs die-

nen als Plattform sowohl für persönliche als auch für institutionelle Kontakte. „Es wurden sogar schon einige österreichisch-ukrainische Ehen geschlossen, und manche Paare haben bereits Kinder“, weiß Reuther. Die österreichisch-ukrainische Zusammenarbeit führte auch zu

einer Kooperation zwischen der Universität Klagenfurt und der Technischen Universität Charkow. Seitens Klagenfurts beteiligen sich daran neben dem Institut für Slawistik auch die Institute für Informatik und Wirtschaftswissenschaft.

Feldforschung

Konnte in den ersten Jahren die österreichische Quote nur schwer erfüllt werden, übersteigt derzeit bereits die Nachfrage das Angebot. „Seitens ukrainischer Studenten war ab dem Start ein Run auf die Sommerkollegs zu beobachten“, erklärt der Klagenfurter Slawistikprofessor.

Großer Wert wird auch darauf gelegt, Studenten mit landeskundlichen Themen vertraut zu machen, um dadurch ein besseres gegenseitiges Verständnis zu ermöglichen. Die Teilnehmer beider Länder leben und lernen zwei Wochen in dem Land, dessen Sprache erlernt werden soll. Danach folgt ein einwö-

chiger Aufenthalt in Österreich. Städteprojekte sorgen dafür, dass die Teilnehmer einen umfassenden Landes-Eindruck erhalten. Studenten machen Erkundungen zum Leben in den Städten Kiew, Charkow, Wien und Klagenfurt, die im Plenum präsentiert werden.

„Der Vorteil ist, dass dadurch ein intensiver Austausch über die jeweils fremden Sichtweisen möglich gemacht wird“, hebt Reuther hervor. *malech*

Grundlagen der Wissenschaft

(Teil 7 der Serie)

Erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Zukunftministerium: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*. Redaktion: Ernst Brandstetter. Der achte Teil erscheint am 28. Juli 2006.

Technologie

Einfach Zahlen geht nicht

Internet und Handy haben einen Boom an neuen Zahlungsmethoden hervorgebracht. Allen gemein ist die fehlende Einfachheit. Die Anbieter mühen sich nun ab, dieses Manko so schnell wie möglich zu beheben.

Klaus Lackner

Vorbei sind die Zeiten, wo sich nur Bargeld in den heimischen Geldbörsen befunden hat. Der zahlungskräftige Österreicher von heute hat zumindest eine Maestro-Bankomatkarte dabei. Dazu gesellt sich meist eine Kreditkarte. Und dann folgt lange nichts. Durch das Internet beziehungsweise Onlineshopping entstehen gleichzeitig auch neue Bezahlmöglichkeiten.

In Österreich sind vor allem Europay mit Maestro (6,7 Mio. Karten) und Mastercard (987.000 Karten) bei bargeldloser Bezahlung dominant. Im Kreditkartensegment liegt Visa mit 950.000 Karten an zweiter Stelle. Zusammen halten sie ungefähr 90 Prozent Marktanteil, den Rest teilen sich Diners Club und American Express. Den Kreditkartenunternehmen haftet im Bereich der Internet-Zahlung immer noch ein schlechtes Image an. „Betrugsfälle sind in Österreich kein Thema“, behauptet Gabriele Lieger von Visa Österreich gegenüber *eco-*

nomy. Dennoch setzt das Unternehmen seit Kurzem auf Visa Electron, eine Prepaid-Kreditkarte. Sie kann mit einem beliebigen Betrag aufgeladen werden, Überziehungsrahmen gibt es keinen. Damit sollen nicht nur Junge angesprochen werden. „Electron wird sich als zweites Zahlungsmittel etablieren, das nur für Internet-Bezahlungen verwendet wird“, ist sich Lieger schon heute sicher.

Aber genau von diesem Umsatzkuchen wollen sich nicht nur Kreditkartenunternehmen, sondern auch neue Zahlungssysteme ein großes Stück abschneiden. In Österreich ist hier vor allem Paybox anzuführen, ein Unternehmen, an dem Mobilkom 83,3 Prozent der Anteile hält; One ist mit 16,7 Prozent beteiligt. Paybox hat die größte Nutzerzahl bei mobilen Zahlungssystemen und konnte durch die Killer-Applikation Handy-Parken, den elektronischen Parkschein per SMS, die meisten Kunden lukrieren. Doch auch anderen Bereichen sind die mehr als 250.000 Anwender



Bezahlen mit dem Handy: Seit Jahren sind die Anwender darüber im Bilde, dass es geht. Doch das „Wie“ wollen die meisten Handyfonierer eigentlich gar nicht wissen. Foto: Paybox Austria

immer stärker zugetan. So kann bei 2.500 Zigaretten- und Coca-Cola-Automaten bereits mit dem Handy bezahlt werden.

Das größte Wachstumspotenzial besitzt auch im Hause Paybox die Bezahlung von Dienstleistungen und Bestellung von Waren über das Internet. „Man gibt bei der Bezahlung einfach nur seine Handy-Nummer ein, danach folgt ein Anruf, und man gibt die Zahlung mit seinem Pin-Code frei“, erklärt Alexandra Radl von Paybox Austria den Zahlungsvorgang.

Und es soll in Zukunft noch einfacher werden. Musste man sich bisher für das Prepaid-System Paybox registrieren und jedem Abbuchungsauftrag von seinem Konto zustimmen, so wird ab Herbst bei A1- und One-Kunden die Paybox direkt über die Handy-Rechnung abgebucht. Radl freut sich: „Damit erhöht sich unsere Kundenzahl auf einen Schlag auf zwei Millionen.“ T-Mobile- und Teling-Kunden müssen sich weiterhin mit der Prepaid-Funktion zufriedengeben.

Neue Technik vereinfacht

Doch ist es sicher nur eine Frage der Zeit, bis neue Systeme auftauchen. So hat kürzlich der japanische Mobilfunkanbieter NTT Docomo Handys mit einem eingebauten Funk-Chip vorgestellt. Bei der Kasse braucht man sein Handy nur über ein Lesegerät halten, und schon ist der Einkauf über die Handy-Rechnung bezahlt. Wie schnell und wann ein sol-

ches System oder ähnliche Produkte auch in Europa kommen werden, traut sich keiner der österreichischen Mobilfunkler zu sagen. Der einstimmige Tenor lautet: „Wir schauen uns die Sache an.“

Das Einkaufen übers Internet hat die Erwartungen der Analysten um die Jahrtausendwende bis heute zwar weit verfehlt, dennoch ist der Verkaufskanal via Internet für die meisten Händler jener mit dem größten Zuwachs. Viele Versandhäuser konnten sich so aus der Krise ziehen. Auch die Euphorie der Dot Com-Ära brachte etliche neue Zahlungsmethoden. Viel ist davon nicht übrig geblieben. Mit 105 Mio. Kunden hat sich Paypal – ein Tochterunternehmen des Internet-Auktionshauses Ebay – als größter weltweiter Anbieter etabliert. Für den Anwender reichen eine Registrierung und eine Kreditkartennummer. Paypal bucht einmal 1,50 Euro Registrierungsgebühr ab. Danach kann man bei den meisten Onlineshop-Angeboten per Paypal bezahlen.

Doch Paypal oder die österreichische Mpay 24 sind auch für Internetshop-Inhaber interessant. Die ansonsten teure Infrastruktur für sichere Transaktionen über das Web bleibt einem erspart. Die ein bis drei Prozent, die Paypal je nach Umsatz abzieht, sind dagegen ein kleiner Betrag. Somit wird das Betreiben eines Web-Shops für Klein- und Mittelbetriebe (KMU) interessant. Aber auch die etablierten Zahlungsmit-

telanbieter in Österreich sind alles andere als untätig. Mit dem Maestro Secure Code soll die Bezahlung im Internet vorangetrieben werden. „Statistisch gesehen steht so allen erwachsenen Österreichern ein Produkt zur Verfügung, um beim Onlineshopping sicher zu bezahlen. Bei 6,5 Millionen Maestro-Bankomatkarten und rund einer Million Mastercards in Österreich liegt das Potenzial auf der Hand“, sagt Europay-Geschäftsführer Peter Neubauer. Seit Mitte 2004 gibt es 700 Onlineshops in Österreich, die Mastercard Secure Code-Zahlungen anbieten. Unter www.maestro.at/securecode oder bei der persönlichen Bank bestellt man eine 16-stellige Nummer und einen einmalig gültigen Code, ähnlich einer Tan, für die Registrierung zu Maestro Secure Code. Auf dem heimischen PC kann man sich dann registrieren und seinen persönlichen Secure Code frei wählen. Ab dann hat der Kunde die Möglichkeit, online zu bezahlen.

Europay rechnet mit 100.000 Registrierungen (derzeit 6.000) bis Ende 2006 und mit der Anbindung von 1.200 (derzeit 300) österreichischen Online-Händlern. Die Grundvoraussetzung für einen Durchbruch mobiler Zahlungssysteme ist die drastische Vereinfachung der Bedienung und der Registrierung. Ansonsten droht das Schicksal der kaum genutzten Quick-Funktion, mit der Bankomatkarten mit Geldbeträgen vorab aufgeladen werden können.

Tool der Woche

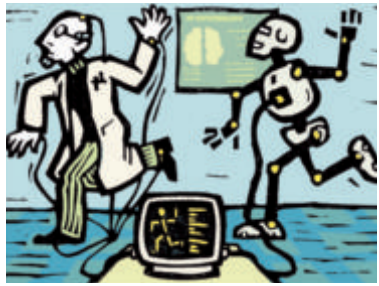
Ihr Urlaub steht bevor, und Sie wollen sich noch rasch eine Digitalkamera zulegen. Mit der Pentax Optio WPi um rund 300 Euro sind Sie sicher gut bedient. Denn ihr Einsatz fängt dort an, wo andere Kameras vorsorglich zuhause bleiben.

Die Digitalkamera verträgt nicht nur Spritzwasser, sondern kann sogar im Wasser eingesetzt werden. Sie kommt ohne Unterwassergehäuse aus und ist bei einer maximalen Tiefe von 1,5 Metern bis zu 30 Minuten einsetzbar. Aber viel praktischer ist, dass man Sand und sonstigen Schmutz einfach mit Wasser abwaschen kann. Und umfallende Getränke auf dem Tisch werden nur noch belächelt. Fazit: einfach familientauglich. Auch technisch befindet sich die Optio WPi am Puls der Zeit. Sie verfügt über einen 6-Megapixel-Chip und ist mit einem innen liegenden optischen 3-fach-Zoom ausgestattet. Der Autofokus liefert dank des neuen Tracking-AF, der bewegte Motive kontinuierlich scharf stellt, hervorragende Bilder. Klare Fotos von laufenden Kindern sind somit ein Klacks. Der große 2-Zoll-LCD-Monitor liefert eine Auflösung von 115.000 Pixeln. Besonders wichtig ist dies bei Videoaufnahmen, denn der Videoschnitt kann bereits in der Kamera durchgeführt werden. Noch eine praktische Funktion, die Nerven im Urlaub schont, ist die des Recovery: Unabsichtlich gelöschte Bilder können per Knopfdruck wieder aus dem Datennirwana zurückgeholt werden. *kl* Foto: Pentax



Technologie

Notiz Block



Finanzspritze für Wimax-Anbieter

Mit dem Funk-Service Wimax soll die Datenübertragung einen neuen Höhepunkt erreichen. Der Netzbetreiber Clearwire hat sich millionenschwere Unterstützung für die Verbreitung seiner Wimax-Lösungen gesichert. 900 Mio. US-Dollar (707,2 Mio. Euro) pumpen Chip-Hersteller Intel und Telekomausrüster Motorola in das Unternehmen. Intel, das zwei Drittel des Investments trägt, will Chip-Technologien für Notebooks und Handhelds fördern. Motorola wird dementsprechend seine Handys und andere Endgeräte mit Wimax-Technologie ausrüsten. Clearwire bietet derzeit Wimax-Dienste in 26 Ballungsgebieten in den USA sowie in Irland, Belgien, Dänemark und Mexiko an. *kl*

Telekom Austria rüstet für EM 2008

Telekom Austria (TA) ist der offizielle Telekommunikationsprovider in Österreich bei der Fußball-Europameisterschaft 2008 in Österreich und der Schweiz und hat damit T-Mobile als österreichischen Fußballförderer ausgestochen. Als erster

von vier nationalen Sponsoren soll das Unternehmen für eine reibungslose technische Abwicklung der „Euro 2008“ sorgen. Die TA wird vor und während der Veranstaltung vom 7. bis 29. Juni 2008 für die Telekommunikationsdienstleistungen zuständig sein, sowohl das internationale TV-Zentrum in Wien als auch die vier EM-Stadien in Wien, Klagenfurt, Salzburg und Innsbruck ausstatten. Neben der Technik wird die TA exklusiv TV-Dienste für Mobiltelefonie übernehmen und die Fans mit sämtlichen Toren und Höhepunkten beliefern. *kl*

Allofmp3.com wird Messer angesetzt

Das British Phonographic Institute (BPI), die Interessenvertretung der britischen Musikanbieter, wird gegen den umstrittenen russischen Internet-Musikhändler Allofmp3.com klagen. Ein Gericht in Großbritannien gab BPI grünes Licht dafür. www.allofmp3.com bietet via Internet Musikalben zum Preis von unter einem britischen Pfund (unter 1,44 Euro) an. Die Firma verteidigt sich gegen die Angriffe der Musikindustrie damit, dass man nach russischen Gesetzen ganz legal operiere. Media Services, Eigentümer von Napster, fordert Einsicht in die russischen Copyrights, die niedrigere Preise beim Musikverkauf via Internet ermöglichen. Allofmp3.com ist nach Apples I-Tunes das zweitbeliebteste Download-Angebot in Großbritannien. Das Pionierunternehmen Napster liegt mit acht Cent derzeit an dritter Stelle. *pte/kl*

Phishing-Welle ungebremsst

Der Diebstahl von Zugangsdaten und Passwörtern wird immer professioneller. Hauptsächlich Banken und deren Kunden sind betroffen. Sichere Technologien und Schutzanleitungen zeigen kaum Wirkung.

Klaus Lackner

Es beginnt mit einer offiziell anmutenden E-Mail einer Bank, eines Online-Auktions- oder Versandhauses. Der Empfänger des E-Mails wird aufgefordert, Konto- und Zugangsdaten bekannt zu geben. Hinter den Mails stecken Betrüger. Sie räumen die Konten ihrer Opfer leer, sobald sie Informationen von ihnen haben. Die Beamten des österreichischen Bundeskriminalamts verzeichnen seit Mitte Oktober 2005 ein vermehrtes Auftreten so genannter „Phishing“-Angriffe. Immer wieder fallen Menschen auf die Tricks der Betrüger herein. Ein Grund dafür ist sicher in den immer professioneller anmutenden E-Mails zu sehen. Im Bundeskriminalamt wurden im Jänner 2006 etwa 60 Phishing-Fälle bearbeitet.

Der Begriff „Phishing“ ist eine Kombination aus den Wörtern „Passwort“ und „Fishing“. Die Täter „fischen“ nach den Passwörtern ihrer Opfer. Die Methoden der Datenbeschaffung variieren leicht. Die Täter fordern, getarnt als Bankinstitut, in ihrem Mail zum Besuch einer bestimmten Internet-Seite auf, wo der Bankkunde seine Zugangsdaten für das Bankkonto hinterlassen soll. Oder sie schicken, in die Mail eingebettet, das Formular gleich mit, in das das Passwort eingegeben werden soll.

Oft verlangen sie die Eingabe von zwei Transaktionsnummern (Tan). Haben die Gauner die Nummern bekommen, ändern sie mit einer der beiden Tan den Zugangscode zum Konto, um dem Besitzer den Zugriff zum eigenen Konto zu blockieren. Mit der anderen Nummer räumen sie dann das Konto leer (siehe Kasten links).

Phishing-Mails erwecken auf den ersten Blick den Anschein von Echtheit und Seriosität, bei genauerem Hinsehen sind sie aber leicht zu enttarnen. Die Anrede in den Schreiben ist unpersönlich wie „Sehr geehrter Herr“ oder „Sehr geehrter Kunde“. Im üblichen Geschäftsverkehr wird man mit dem Namen angesprochen. Die Mailtexte enthalten oft schwere Rechtschreib- oder Grammatikfehler. Beispielsweise werden Umlaute nicht beachtet und ungebrauchliche Wörter wie „eintasten“ anstatt „eingeben“ verwendet. Banken und Online-Unternehmer fordern außerdem nie per E-Mail zur Bekanntgabe persönlicher Daten auf.

Opfer eines Phishing-Angriffs sollten zumindest das entsprechende Unternehmen, in

dessen Namen die falsche Mail geschickt wurde, oder die Polizei informieren.

Bankhäuser handeln

Bislang halten sich die österreichischen Bankhäuser jedoch sehr zurück. Über die Anzahl der Fälle in Österreich oder gar Geldbeträge wird eisern geschwiegen. Jedoch wird an neuen technischen Systemen und ausgeklügelteren Tan-Systemen gearbeitet. Kunden der Erste Bank können per SMS vom Handy die gleichbleibende Tan verschicken. Die derzeit sicherste Methode ist die digitale Signatur (siehe *economy*, Ausgabe 9, Seite 1). Durch eine digitale Unterschrift, die durch Dienstleister wie A-Trust sichergestellt wird, sind Betrügereien Tor und Riegel vorgeschoben. Die Verbreitung der Signatur lässt aber noch immer, nicht zuletzt durch eher anwenderfeindliche Systeme, zu wünschen übrig. Außer bei Banken wird die digitale Unterschrift auch noch selten bei anderen E-Commerce-Seiten angeboten. Deshalb sollten Kreditkarteninformationen, Passwörter oder Tan prinzipiell nie per E-Mail versandt werden.

www.arbeiterkammer.at

GZ 603.101/0012-III/15/2006

bm v r t

Bundesministerium
für Verkehr,
Innovation und Technologie

FIT-IT Embedded Systems 6. Ausschreibung

Das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie startet die 6. Ausschreibung der Programmlinie "Embedded Systems" im Technologieförderprogramm FIT-IT mit einem Volumen von ca. 3 Mio. Euro.

Ziel von FIT-IT ist die Entwicklung radikal neuer Informationstechnologie bis zum funktionsnachweisenden Prototyp am Standort Österreich zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Forschung und Wirtschaft.

Inhalt der Ausschreibung sind visionäre kooperative Forschungsprojekte im Bereich Embedded Systems mit dem Ziel signifikanter Technologiesprünge, sowie Dissertationsstipendien und Begleitmaßnahmen.

Einreichfrist:

30. Oktober 2006, 12 Uhr einlangend bei der Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft (FFG)
DI Georg Niklfeld, Sensengasse 1, A-1090 Wien
info@fit-it.at Tel. +43 (0) 577 55 - 50 20

Die Beratung der Förderwerber erfolgt durch eutema, Dr. Erich Prem
Dr.-Karl-Lueger-Ring 10, A-1010 Wien
Tel. 01/5245316

Details zum Programm FIT-IT Embedded Systems und Unterlagen zur Einreichung: www.fit-it.at

Informationen zur Ausschreibung erhalten Sie auch im Rahmen der Veranstaltung

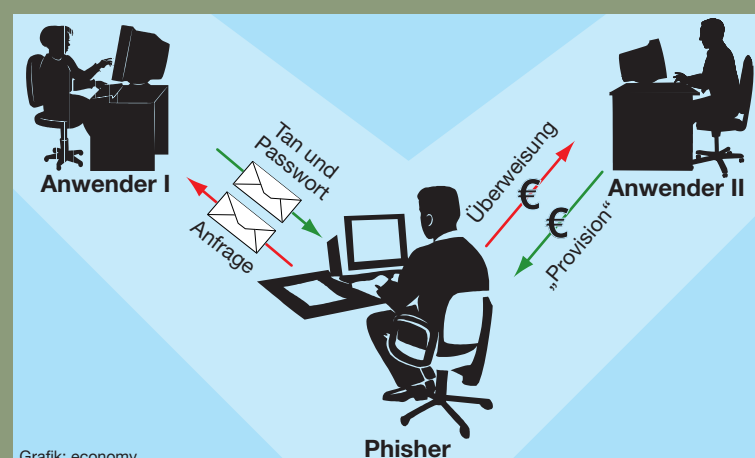
"Networked Embedded Systems - rEvolution"

Haus der Forschung, Sensengasse 1, 1090 Wien
5. September 2006, 14:00 - 18:00 Uhr

Die Veranstaltung behandelt neue Herausforderungen für vernetzte, drahtlose und eingebettete Systeme und die Einreichbedingungen der Ausschreibung.

Anmeldung: info@fit-it.at Information: www.fit-it.at

Wie funktioniert Gelddiebstahl durch Phishing



Phishing (wie „abfischen“) ist eine Form der Trickbetrügerei im Internet. Per E-Mail wird versucht, den Empfänger zur Herausgabe von Zugangsdaten, Passwörtern und Transaktionsnummern (Tan) zu bewegen. Der Phisher schickt seinem Opfer offiziell wirkende Schreiben, die es verleiten sollen, vertrauliche Informationen preiszugeben. Übergibt der Adressat korrekte Daten, kann der Betrüger mit abgefangenen Pin- und Tan-Codes Geldüberweisungen zulasten des Opfers tätigen. Andere E-Mail-Opfer eröffnen im Irrglauben Konten, auf denen das Geld landet. Sie bekommen dafür eine illegale Prämie. *kl*

FIT-IT [Embedded Systems



Technologie

Banking unplugged

In einem Forschungszentrum in Südfrankreich zerbrechen sich Forscher des Consulting-Unternehmens Accenture die Köpfe über Technologien der Zukunft. Ein Projekt beschäftigt sich mit der Bank der Zukunft – einem Mix von unterschiedlichen Technologien.

Thomas Jäkle aus Sophia Antipolis

Es sollte das Silicon Valley „à la France“ werden. Die ganz großen Hoffnungen, bis Anfang des 21. Jahrhunderts zum Hightech-Mekka Europas aufzusteigen, haben sich (noch) nicht ganz erfüllt. Dennoch: Die Kleinstadt Sophia Antipolis, die quasi über den Dächern von Nizza liegt, hat mehr als zwei Dutzend Technologie- und Beratungsunternehmen von internationalem Rang angezogen, um dort Forschung zu betreiben.

Der Beratungsriese und Outsourcing-Spezialist Accenture hat dort 300 Mitarbeiter stationiert, 40 davon sind Forscher, die sich mit angewandter Forschung befassen. „Es geht nicht darum, dass wir eigene Technologien entwickeln, wir sehen uns Technologien an, bewerten, wie daraus marktreife Produkte entstehen können, und vor allem zeigen wir unseren Kunden, was für ihre Zwecke möglich ist“, sagt Accenture-Forscher Antoine Caner. Weitere Forschungslabs unterhält das Unternehmen in Chicago (USA), Palo Alto (USA) sowie in Bangalore (Indien).

Das Gesamtkunstwerk

Ein Sammelsurium von Technologien präsentiert sich dem Besucher im Accenture-Lab. Oben auf der Agenda stehen aber Anwendungen, die mit bestehenden technischen Erfindungen realisiert werden sollen. Derzeit im Probetrieb des Labs befindet sich unter anderem die Bankfiliale der Zukunft. Ein halbes Dutzend unterschiedlicher neuester Technologien kommt dabei zum Einsatz. Und alle miteinander

verknüpft sollen ein visionäres Gesamtkunstwerk ergeben – einen Stoff, aus dem die Träume der Banker sein sollen. Von der Kommunikationstechnologie, Sicherheitsanwendungen, neuesten mobilen Anwendungen, mit denen Bankkunden Infos zum Handy geschickt werden, bis hin zu drahtlosen Netzwerken fehlt es nicht an modernem IT-Schnickschnack.

Ein Kunde, ausgestattet mit einem Kundenkärtchen mit eingebautem RFID-Funkchip, könnte beim Betreten des Labs dank Computertechnik auf den Zentimeter genau auf Schritt und Tritt „verfolgt“ und geortet werden. In Echtzeit – und unplugged, also ohne Kabel mit einem Netz verbunden zu sein, kann die digitale Schleifspur nachgezogen werden.

Auf den ersten Blick wirkt die nachgebaute Bankfiliale aber etwas spröde, fast so langweilig wie eine Filiale mitteleuropäischer Prägung. Warum trotz Zweigstellensterben der ganze Aufwand getrieben wird, hat jedoch Gründe. „Die Filiale kehrt zurück“, glaubt Jörg Günther, als Senior Executive von Accenture verantwortlich für die Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz (Dach).

Accenture stützt sich dabei auf eine qualitative Umfrage unter weltweit 161 Bankern. 56 Prozent der Befragten im deutschsprachigen Raum wollen wieder in ihr Zweigstellensystem investieren. Nach den Kostensenkungen vergangener Jahre mit Filialschließungen heißt die Parole offenbar wieder Umsatzwachstum, was 87 Prozent der Befragten unterstreichen. Drei von vier Managern hoffen, mit wachsenden Erträ-



Eine Vision für die Zukunft: Geldabhebung ohne Kärtchen nach Identifikation mit Fingerabdruck und Iris-Erkennung. Foto: Accenture

gen Kosteneffizienz und größere Profite zu erzielen. Und dabei spielt die Filiale, der direkte Kundenkontakt, eine ganz wichtige Rolle, so Günther. Die Vertriebsstrategie, die technische Ausstattung sowie das veränderte Rollenbild des Bankangestellten sind diesbezüglich von großer Bedeutung. Und da gibt es auch jede Menge Nachholbedarf. „Die Banken müssen aktiv auf den Kunden zugehen.“ Cross Selling, verbunden mit einer stärkeren Personalisierung der Beratung und Betreuung des Kunden, sei das Um und Auf.

Papierlose Filiale

„Der Kunde könnte künftig mit seiner Chipkarte einen eingebauten RFID-Funkchip bekommen. Das hat den Vorteil, dass beim Betreten der Bank sofort eine Meldung an den Kundenberater ergeht, der an seinem Bildschirm die Ankunft und die Kundenübersicht angezeigt bekommt“, erläutert

Accenture-Forscher Emanuel Viale anlässlich einer Demonstration. So könne schon festgestellt werden, wie lange der Kunde bereits in der Filiale wartet. Der gläserne Kunde also? Für ihn habe das den Vorteil, „besser und intensiver beraten zu werden“, sagt Viale.

Über einen Bankomaten mit Iris-Scanner oder Fingerprint kann der Kunde aber auch selbst Geld abheben oder Kontoauszüge ausdrucken. Angebote der kompletten Bankdienstleistungen können so beispielsweise via Tablet-PC mittels Fingerkontakt auf dem Bildschirm abgerufen werden. Wer es etwas diskreter wünscht, kann sich die Daten in kompakter Form auch an PDA oder Handy schicken lassen. Falls ein Formular auszufüllen ist, kann dies mit einem digitalen Bleistift erfolgen – fast ganz ohne Papier. Ein Spezialpapier muss dabei mit dem Digital Pen beschrieben werden. Eben Banking unplugged.

Warenkorb

● **Aufgepixelt.** Der US-Fotokonzern Kodak will weiter Boden gut machen, nachdem man spät in den Digitalkameramarkt eingestiegen ist. Die Easy Share P712-Kamera mit 12-fach Zoom (5-fach digital erweitert), optischem Bildstabilisator, 7,1 Megapixel und schnellerem Autofokussystem soll Hobbyfotografen und -filmer begeistern. Die Auslöseverzögerung beträgt 0,07 Sekunden – ein Wert, der bei Superzoom-Kameras als sehr gut zu beurteilen ist. Preis: ab 499 Euro. *jake* Foto: Kodak



● **Strom aus dem Zelt.** Solarenergie ist nicht nur ökologisch, sie macht auch unabhängig von den Netzen der Energieversorger und eignet sich deshalb optimal für den Einsatz in freier Natur. Salewa hat mit Amenity das weltweit erste Zelt mit integriertem Solarenergiesystem vorgestellt. Der Preis beträgt 399 Euro. Basis ist eine Solarzelle in der Größe eines Din A4-Blattes, die mit einem Klettverschluss am Zeltdach befestigt wird und zusätzliche 179 Euro kostet. Diese betreibt die integrierte Led-Leuchte und versorgt weitere Geräte, wie einen Ventilator, einen Mini-Fernseher, Radio oder Akku-Ladegeräte mit Energie. *kl* Foto: Salewa



FORSCHUNG DIE SCHNELL FRÜCHTE TRÄGT !



[www.smart-systems.at]

smart systems
from Science  to Solutions

Forschungs- und Entwicklungsdienstleistungen
sowie Lizenzierung neuester Technologien

Geschäftsbereich Informationstechnologien der ARC Seibersdorf research GmbH

Special Innovation

Technologiezentren fürs flache Land

Der Verband der Technologiezentren Österreichs und das Österreichische Regionalmanagement setzen eine gemeinsame Initiative zur Unterstützung von Technologiezentren in strukturschwachen Gebieten.

Ernst Brandstetter

In Zeiten des beschleunigten technologischen Wandels und der Globalisierung gewinnen die Regionen eine immer größere Bedeutung für die Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit nationaler Volkswirtschaften, erklärt Wolfgang Rupp, Vorstandsvorsitzender des Verbands der Technologiezentren Österreichs (VTÖ). Regional verankerte Akteure – darunter Technologiezentren und das Österreichische Regionalmanagement – seien wichtige Kompetenzträger, die ihr Wissen für lokale Gegebenheiten nutzbar machen. Gerade in ländlichen, strukturschwächeren Gebieten tragen sie laut Rupp durch Know-how- und Erfahrungsaustausch zu einer gezielten Regionalentwicklung bei. Die Technologiezentren in den Bundesländern arbeiten bereits seit Langem mit den vor Ort tätigen

Beratern und Projektleitern des Österreichischen Regionalmanagements zusammen. Jetzt wird diese Zusammenarbeit im Rahmen eines eigenen Projekts intensiviert, um Technologiezentren im ländlichen Raum mit neuen, marktorientierten Dienstleistungen Wirtschaftsimpulse und verbesserte Marktchancen zu geben.

Netzwerke stärken

Auch auf EU-Ebene bildet die Förderung der Regionen einen wichtigen Schwerpunkt. Die EU-Gemeinschaftsinitiative Leader + etwa dient der Weiterentwicklung der ländlichen Regionen. Dabei sollen Entwicklungsengpässe beseitigt und vorhandene Standortfaktoren optimal genutzt werden. Ziel ist es, neue Ideen und Aktionen zur Stärkung der regionalen Identität und Wertschöpfung zu finden sowie die Wettbewerbsfähigkeit der Regi-



Bad Ischl ist nicht nur Erholungs-, Urlaubs- und Kongress-Stadt, sondern auch Zentrum der Wirtschaftsregion und Standort des Technologiezentrums Inneres Salzkammergut. Foto: tz-is

onen nachhaltig zu verbessern. Durch Leader + werden insbesondere Projekte unterstützt, die sich durch hohe Innovation und Vernetztheit zwischen den einzelnen Wirtschaftsbereichen auszeichnen. Deshalb plant der VTÖ, sein Projekt im Laufe der nächsten Monate in Kooperation mit Leader + und dem

Österreichischen Regionalmanagement umzusetzen. Bislang haben insgesamt zwölf Technologiezentren aus sechs Bundesländern (Tirol, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten, Steiermark und Burgenland) ihr Teilnahme-Interesse an der Arbeitsgruppe „Technologiezentren im ländlichen Raum“ bekundet.

Info

● **Verband der Technologiezentren Österreichs.** VTÖ-Generalsekretariat, Ungargasse 37, A-1030 Wien, Tel.: (01) 501 75-109, E-Mail: office@vto.at
Weitere Infos unter

www.vto.at

Wolfgang Rupp: „Unsere Ziele sind die Forcierung des endogenen regionalen Potenzials im Bereich der Wirtschaftsentwicklung und die Hebung des Innovationsniveaus der regionalen Akteure in der Wirtschaftsentwicklung“, erklärt der Vorstandsvorsitzende des Verbands der Technologiezentren Österreichs.

Wichtige Impulsgeber für die Regionen

Der Vorstandsvorsitzende des Verbands der Technologiezentren Österreichs (VTÖ) will neue Wertschöpfungsketten in den Regionen schmieden.

economy: Die Europäische Union hat zuletzt sehr stark auf die technologiepolitische Förderung von Regionen gesetzt. Ist das eine Strategie, die auch Ihre Interessengruppe unterstützt?

Wolfgang Rupp: Das ist richtig, denn wir sehen die Technologiezentren als wichtige Impulsgeber und Know-how-Träger vor Ort. Mit seiner Arbeitsgruppe Technologiezentren im ländlichen Raum reagiert der VTÖ auf die von der EU forcierte Stärkung der Regionen, für die sich im Übrigen auch der Rat für Forschung und Technologieentwicklung in seinem Positionspapier „Strategie 2010“ ausspricht.

Wie kann man sich die Tätigkeit der neuen Arbeitsgruppe im Detail vorstellen?

Wir befinden uns derzeit in der Analysephase. Es geht darum, die Standortstrukturen zu erfassen, Marktpotenziale und

Möglichkeiten zur Bildung sinnvoller Netzwerke auszuloten. In einem zweiten Schritt werden wir erarbeiten, welche neuen, maßgeschneiderten Dienstleistungen wir diesen Technologiezentren konkret empfehlen und wie wir sie gemeinsam professionell vermarkten können.

Nun gibt es aber sicher in den diversen Bundesländern unterschiedliche Rahmenbedingungen für die Schaffung und Vermarktung von Technologie-Dienstleistungen. Worin besteht der gemeinsame Nenner?

In unseren ersten Gesprächen haben wir folgende übergeordnete Ziele formuliert, die in jedem Bundesland von gleich großer Bedeutung sind. Es sind dies die Forcierung des endogenen regionalen Potenzials im Bereich der Wirtschaftsentwicklung – also bei Gewerbe und Klein- und Mittelunternehmen – die

Hebung des Innovationsniveaus der regionalen Akteure in der Wirtschaftsentwicklung, die gemeinsame Entwicklung von Projekten zur Hebung der regionalen Wertschöpfung, die Gestaltung neuer vertikaler und horizontaler Wertschöpfungsketten, die stärkere Einbindung der Unternehmen in die Aktivitäten des Regional- und „Leader“-Managements sowie die Entwicklung von gemeinsamen, abgestimmten Serviceleistungen von Impulszentren, Regional- und „Leader“-Managements für die regionale Wirtschaft. Erreichen wir all dies, leisten wir einen beachtlichen Beitrag dazu, ländliche Regionen in den Bereichen Wirtschaft und Technologie wettbewerbsfähiger zu machen.

Derzeit beschäftigen sich zwölf Technologiezentren aus sechs Bundesländern intensiver mit

dem Thema „Technologiezentren im ländlichen Raum“. Können Interessierte auch jetzt noch einsteigen?

Selbstverständlich, weitere Erfahrungswerte und innovative Vorschläge aus den Regionen sind uns jederzeit willkommen, und wir laden ein, die Vorteile dieses Angebots zahlreich zu nutzen. Die Teilnehmer profitieren von einer Intensivierung der Zusammenarbeit mit regionalen Akteuren, hoher Lösungsorientierung, der Nutzung von Synergieeffekten, der Eröffnung neuer Sichtweisen und besonders von dem – oft vermissten – Erfahrungsaustausch zwischen Technologiezentren. Wir als Verband wiederum erhalten Zugang zu neuen, wichtigen regionalen Akteuren und potenziellen Partnern und stiften durch unseren kundenorientierten Projektansatz einen konkreten Nutzen für unsere Mitglieder. *bra*

Steckbrief



Wolfgang Rupp ist Vorstandsvorsitzender des Verbands der Technologiezentren Österreichs.

Foto: VTÖ

Bodenständig, authentisch, ausgefallen

Die aktuellen Urlaubstrends zeigen verstärkt in Richtung Qualität, Service und Erlebniswert.

Ernst Brandstetter

Urlauber sind anspruchsvolle Wesen geworden. An die Stelle universeller Wünsche sind immer feiner verästelte Trendlinien getreten, haben Analysen der Österreich Werbung ergeben. Zum ersten Mal wählte die Österreich Werbung unter allen neuen Angeboten kürzlich ein „Best of Sommer 2006“ – und zwar die Fahrt mit dem Mountainbike durch einen sieben Kilometer langen aufgelassenen Bergwerksstollen von Kärnten nach Slowenien. Sicher ein in Europa einzigartiges Abenteuer, bei dem man „die Schönheiten des Inneren der Erde“ entdecken kann, wie es im Angebot heißt (Information unter www.stollenbiken.at).

Es geht aber auch geruhlicher: In ist beispielsweise die Renaissance des Authentischen in Wellness, Musik und Kultur, die dazu führt, dass sich im Sommer gerade jene Angebote extrem gut verkaufen, die regionale Traditionen und Besonderheiten wiederbeleben: So ist es im Kärntner Karlbäd während der Saison beinahe unmöglich geworden, einen Platz in einem der originalen Badetröge zu bekommen.

Unter Urlaubern ebenso beliebt sind Heubäder in Priggitz, Niederösterreich, wo man auch lernen kann, mit „Unkräu-

tern“ zu kochen. In der Steiermark lässt es sich wiederum in alten, umgebauten „Troackkostn“ urig urlauben, und im tiefsten Osttirol geht man zu Fuß auf die Almhütte ohne Strom und jegliche Annehmlichkeiten – sofern man eine zugeteilt bekommt, denn diese Angebote sind bis zu fünf Monate im Voraus ausgebucht.

Das passende Musikgefühl erlernt man am besten bei einem Jodelseminar der Workshop-Reihe „Kult-Urlaub“ der nomen est omen – Region Imst-Gurgltal (www.imst.at).

Essen verbindet

Was das Essen betrifft, liebt man Bodenständiges, aber in hoher Qualität. Zwar wählt nur ein Viertel der Alleinreisenden Österreich aufgrund der landestypischen Speisen und Getränke als Urlaubsland, doch diese repräsentieren auch nur 13 Prozent der Gäste. 43 Prozent der Paare oder Freundesgruppen räumen den Gaumenfreuden dagegen hohen Stellenwert ein – und die stellen 42 Prozent der Gäste.

Gefragt ist auch persönliche Betreuung. Immer öfter werden persönliche Wanderführer gebucht, immer häufiger private Nordic Walking Guides, Ernährungscoaches oder Lauftrainer. Am Arlberg führt auf Wunsch ein persönlicher Wellness Coach



Wellness, authentisches Erleben, Körperbewusstsein, Stressabbau und vielfältige Aktivitäten prägen die neuen Trends der Urlaubswelt. Foto: Bilderbox.com

die Gäste zu nachhaltigem körperlichen und geistigen Wohlbefinden. Vom Training in der Höhe werden dann auch alltags-taugliche Entspannungsverfahren abgeleitet. Auch in Bad Hofgastein kann man den persönlichen Gesundheitscoach anfordern, und im Attersee taucht man auf Wunsch mit dem persönlichen Tauchlehrer ab.

Neue Attraktionen – „Ikonen des Tourismus“ genannt – ziehen immer mehr Gäste an, wie

beispielsweise die Swarovski Kristallwelten und das Loisium, Muster der neuen mutigen Weinarchitektur Ostösterreichs. Und schließlich geht es darum, die eigenen Horizonte zu erweitern.

Nicht nur die Aussicht auf Bewegung in guter Luft in schöner Umgebung führt Menschen zur archaischen Disziplin des Wanderns zurück: Es ist vielmehr die „Entschleunigung“ als Belohnung für ertragenden

Arbeitsstress, die Aussicht, mit jedem Schritt einen Sieg über alles Belastende zu erringen. Vielfältige Angebote für Meditation, Körperbewusstsein und Stressabbau, meist verbunden mit Wellness, lenken den Blick nach innen. So zeigt eine Analyse nach Sommer-Urlaubsarten, dass in etwa jeder fünfte Wander-, Radfahr-, Aktiv-, Erholungs- und Bade-Urlauber das Wellness-Angebot nutzt.

www.austria.info

Besser als „Ene, mene, muh ...“

Projektportfolio-Auswahlmodelle helfen, Entscheidungen richtig zu treffen.

In einem Projekt des Wissenschaftsfonds (FWF) unter der Führung des Instituts für Statistik und Decision Support Systems entwickeln die Experten des E-Commerce Competence Center EC3 ein Programm, das die Planung von Forschungsprojekten revolutionieren soll.

Vor allem Unternehmen oder Organisationen, die einer großen Anzahl von Aufträgen gegenüberstehen und aufgrund von Kapazitätsbeschränkungen eine Auswahl treffen müssen, sollten nicht ganz nach dem Zufallsprinzip entscheiden. Weil aber eine Person, die mit einer Unzahl von Kombinationsmöglichkeiten und wirtschaftlichen Kennzahlen konfrontiert wird, diese nur schwer überblicken kann, werden häufig Entscheidungsunterstützungssysteme genutzt, die computergestützt laufen und Situationen so weit aufbereiten, dass am Ende nur mehr ganz wenige Möglichkeiten zur Auswahl stehen. Am Statistik-Institut arbeitet

man schon seit Jahren im Bereich Projektportfolio-Analyse. Im Wesentlichen werden dabei mögliche Lösungen so lange gefiltert, bis nur mehr wenige zur Auswahl stehen. Die denkbaren Szenarien sind als Portfolios, in denen die bestimmenden Faktoren in Diagrammen visualisiert sind, dargestellt.

Jetzt wird die Thematik gemeinsam mit EC3 als Partner konkretisiert. „Wir sind gleichzeitig Problemlieferant, Datenquelle und Testumgebung“, skizziert Karl Fröschl, der wissenschaftliche Direktor von EC3, wobei unter „Problemlieferant“ die Funktion als jene Stelle gemeint ist, die das wissenschaftliche Problem formuliert.

Kompetenzentwicklung

Zentrales Ziel dieses seit Jänner laufenden Projekts ist die „Kompetenzentwicklung“. Derzeit diskutieren die Forscher intensiv, wie man Kompetenz quantitativ fassbar machen



Die Planung von Forschungsprojekten soll durch Computer-Programme vereinfacht werden. Foto: Bilderbox.com

kann. „Hier beschreiten wir über weite Strecken wissenschaftliches Neuland, etwa bei der Bewertung der Human Resources“, erklärt Fröschl. Damit man feststellen kann, welche Aufgaben eine Organisation zu bewältigen in der Lage ist, muss

man nämlich detaillierte Erhebungen zu den Fähigkeiten der Mitarbeiter anstellen. Diese Bewertungen könnten auch zu neuen Modellen im Personalwesen führen. Wenn die Ressourcen im Personalbereich geklärt sind, müssen Projekte vor der Bewer-

tung im Hinblick auf ihre Realisierbarkeit im Rahmen der Organisation abgeklapft werden.

Optimum gesucht

Dritter und entscheidender Schritt ist schließlich die Bewertung der Erfolgchancen einer Teilnahme, etwa an einer Ausschreibung. „Es gibt zahlreiche Ausschreibungen mit unterschiedlichem thematischen Fokus, unterschiedlicher regionaler und nationaler Anbindung und mit stark differenzierenden Zeithorizonten und Prioritätensetzungen. Hier muss dann im Hinblick auf die Kompetenzen das Optimum gefunden werden“, erläutert Fröschl.

Die Absicht ist, so nahe an die Anwendung heranzukommen, dass man in Folge auch ein kommerzielles Software-Produkt anschließen kann. Bereits im Sommer kommt der erste Prototyp am EC3 zum Einsatz. Bis Ende 2007 soll das Projekt abgeschlossen sein.

www.ec3.at

Special Innovation

Teamwork an der langen Leine

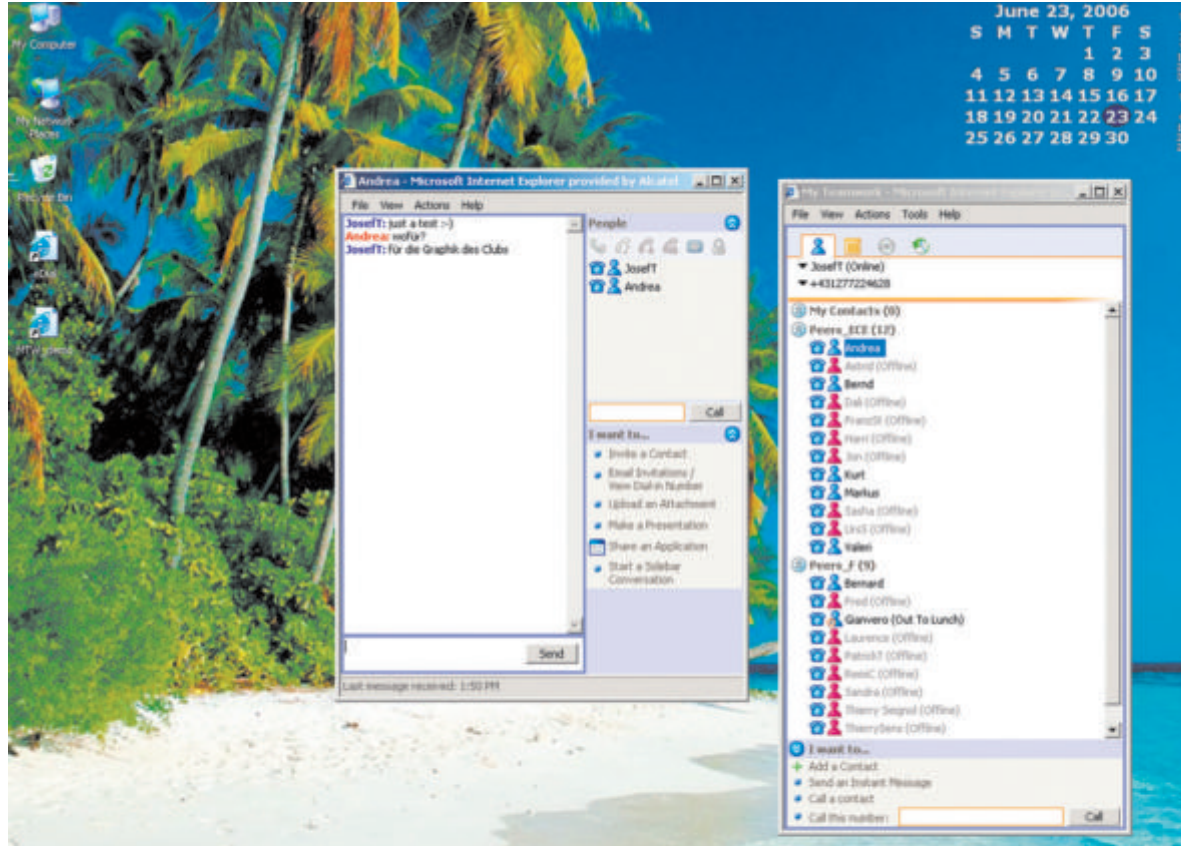
Collaboration Tools machen die ganze Welt zum Online-Großraumbüro.

Ernst Brandstetter

Der Bildschirmhintergrund mit Meeresstrand und Palmen hat mehr als symbolischen oder Erinnerungswert: Falls es dort ein UMTS-Netz oder zumindest einen Breitbandanschluss in der Strandbar geben würde, könnte sich Josef Thoma, Business Manager von Contact Center & CTI Solutions ESD Central Europe bei Alcatel Österreich, durchaus auch dorthin zurückziehen, wenn es in der Zentrale zu hektisch und ungemütlich wird, auch wenn ihm vorerst das Home Office im Wienerwald reicht. Egal wo man sich gerade befindet, ist man auch im Büro – mit allen dazugehörigen Funktionen und Verbindungen.

Unterschiedliche Bedürfnisse

Teamwork übers Internet funktioniert inzwischen in „Real Time“ und mit Zugang zu allen Daten und Verbindungen. Nutzer des Tools „My Teamwork“ von Alcatel können auf ihre Daten und Telefonlisten zugreifen, wissen stets, wer von ihren Kollegen, mit denen sie in Projekten arbeiten, gerade greifbar ist, und können mit ihnen auf elektronischen Zuruf hin kommunizieren. Wichtig sind für Thoma dabei mehrere Faktoren: Das System muss sicher, umfassend und einfach zu bedienen sein. So kann jede der typischen Berufsgruppen, die mit derartigen Systemen hauptsächlich arbeiten, vollen Nutzen daraus zie-



Arbeit unter Palmen – mit Collaboration Tools wird die Welt zum virtuellen Großraumbüro, egal wo man sich gerade befindet. Foto: Alcatel

hen: Führungskräfte, Verkauf, Projektgruppen, Marketing und Back Office, auch wenn sich je nach dem Mobilitätsgrad der jeweiligen Person die Anforderungen unterschiedlich darstellen. Brauchen die einen mehr Kontakt zu Kollegen im Haus und Zugriff auf Daten, benötigen andere eventuell ständig Zugriff auf das Expertennetzwerk, um ihre Aufgaben optimal

zu erfüllen. Für alle muss das Teamwork auch an der langen Leine optimal funktionieren. Mit „My Teamwork“ kann ein vollständiges Set an Funktionen für Zusammenarbeit sofort bereitgestellt werden. Dazu gehören Präsenzliste, Konferenz, Instant Messaging, gemeinsame Nutzung von Anwendungen und interaktive Präsentationen. Für den Zugriff auf diese Ressourcen

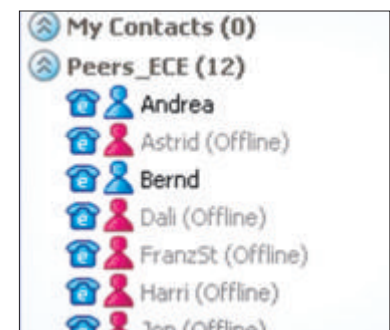
benötigen die Benutzer lediglich ein Telefon (PSTN oder IP) und einen Standard-Browser. Danach können sie gesichert mit Benutzern aus verschiedenen Unternehmen und Netzwerken zusammenarbeiten und müssen noch nicht einmal Software herunterladen oder in einem virtuellen Privatnetzwerk (VPN) arbeiten.

www.alcatel.at

Schlaue Liste

Die Präsenzliste ist das virtuelle Äquivalent zu einem zufälligen Aufeinandertreffen von Arbeitskollegen im Flur oder dem Überblick im Großraumbüro. Als zentrale Drehscheibe der Kommunikation bietet sie mit nur einem Klick die Gelegenheit für ein spontanes Gespräch per IM (Instant Message), Telefon oder Audio-Konferenz. Außerdem können Daten gemeinsam genutzt oder virtuelle Sitzungen inklusive aller verwendeten Dokumente gespeichert und so für andere Teilnehmer verfügbar gehalten werden.

Damit kann ein Benutzer in Echtzeit feststellen, ob andere Benutzer gegenwärtig online und/oder per Telefon erreichbar sind. Außerdem kann ein Benutzer dafür sorgen, dass andere ihn problemlos finden, indem er beispielsweise eine Telefonnummer angibt, unter der er zu erreichen ist. Um die Privatsphäre zu wahren, kann der Benutzer eine Kommunikationssperre in der Präsenzliste aktivieren. *bra*



Die Präsenzliste zeigt den Kommunikationsstatus. Foto: Alcatel

Josef Thoma: „Trotz aller Technik sind direkte personelle Kontakte in gewissen Zeitabständen notwendig, um sich das Vertrauen und die Glaubwürdigkeit im Hinblick auf die Kollegen zu erhalten“, erklärt der Business Manager von Contact Center & CTI Solutions ESD Central Europe bei Alcatel Österreich.

Arbeiten im virtuellen Großraumbüro

Es ist noch nicht lange her, dass die elektronische Zusammenarbeit übers Internet möglich wurde. Heute sind Collaboration Tools Stand der Technik und äußerst günstig geworden.

economy: Seit wann gibt es überhaupt jene Lösungen, die wir heute unter dem Schlagwort Collaborative Working kennen?

Josef Thoma: Erst seit sieben bis acht Jahren sind die firmeninternen und öffentlichen Telekommunikationsnetzwerke so weit ausgebaut, dass man sie auch für Collaboration gebrauchen kann. Ein E-Mail-Abruf per Modem ist dafür einfach zu wenig. Ich selbst bezeichne dieses System gerne als virtuelles Großraumbüro.

Warum diese Bezeichnung?

Ich arbeite selbst in einem Großraumbüro, wo ich permanent sehen kann, wer anwesend ist, wer beschäftigt ist und ob jemand gerade telefoniert. Beim Collaborative Working kann man sich eine Liste von Kollegen zusammenstellen, von denen man auf einen Blick sieht, ob sie da sind und was sie machen, egal wo sie sich gerade befinden. Zusätzlich kann ich auch meine eigenen aktuellen Kontaktdaten an alle übermitteln und bin so selbst in deren virtuellen Büros präsent.

Und was bedeutet das im Speziellen?

Wir haben damit die gesamte Palette von Konferenz-Tools zur Verfügung, vom Telefonat über

Mails, gemeinsame Nutzung von Dokumenten, einer Diskussion über eine Präsentation, die allen zur Verfügung steht, bis hin zu Kurzmitteilungen, die analog wie der Zuruf im Büro funktionieren. Wir können beispielsweise eine ganze CD mit 700 MB Daten hochladen und gemeinsam nutzen. Wenn die Sitzung beendet ist, verschwinden die Daten.

Wie funktioniert das virtuelle Großraumbüro?

Die Organisation basiert auf der realen Arbeit im Büro. Man geht gemeinsam Inhalte oder Dokumente durch. Konferenzen können aber auch aufgezeichnet und später beispielsweise synchron zu Power Point-Dokumenten abgespielt werden.

Damit lassen sich Dienstreisen und zeitaufwändige Meetings vermeiden?

Nicht zur Gänze. Wo Vertrauen und Glaubwürdigkeit vorhanden sind, kann man auf Reisen oder Meetings einige Zeit verzichten. Aber nach einer gewissen Frist sind direkte personelle Kontakte notwendig. Wir nennen das bei Alcatel auf Französisch „Radio Couloir“. Das heißt, man muss auch den Tratsch auf dem Gang empfangen.

Wie sieht die derzeitige Entwicklung im Bereich Collaboration aus?

Collaboration setzt voraus, dass man in ein Firmennetzwerk integriert ist, das entsprechend leistungsfähig ist. Der Preis ist dagegen kein Problem

mehr, denn schon ab Kosten von 50 Euro pro Kopf ist man dabei. Die schwierigere Frage ist die Sicherheit der Daten im Netzwerk, was bedeutet, dass Personen, die nicht im Firmennetzwerk akkreditiert sind, ausgeschlossen bleiben.

Und wofür nutzen Sie Ihr System vorrangig?

Ich habe im Unternehmen alle Vor- und Nachteile eines Großraumbüros, wo es manchmal schwierig ist, Ruhe und Konzentration zu finden. Dann bleibe ich zu Hause und bin trotzdem für meine Kollegen im gleichen Ausmaß vorhanden. Inzwischen geht das nicht nur im Festnetz, sondern auch über einen Laptop mit High Speed-Karte in einem UMTS-Netz. *bra*

Neun Billionen Bytes zur Halbzeit

Das von Avaya betreute Sprach- und Daten-Netzwerk für die Fußball-WM hat höchste Ansprüche erfüllt.

Ernst Brandstetter

Während seiner Betriebszeit hat das elektronische Fußball-WM-Netzwerk die Gesamtmenge von etwa 9,8 Terabytes (oder 9,8 Billionen Bytes) an Sprach- und Datenverkehr übertragen. Durchschnittlich 250.000 Gigabytes übertrug das Avaya-Netzwerk an jedem Tag der Fifa-Weltmeisterschaft. Zirka 567.000-mal haben sich die Benutzer eingewählt. Insgesamt wurden mehr als 296.000 Telefonate über das konvergente Netzwerk getätigt, dabei wurde in Summe 632.297 Minuten lang telefoniert.

Darüber hinaus haben Tausende von Usern den High-Speed-Wireless-Lan-Zugang genutzt, der den zeitweise im Bereich der Stadien oder des Fifa-Hauptquartiers beschäftigten Mitarbeitern leichte und bequeme Verbindungen ermöglichte. Außerdem konnten sich Fotografen und Journalisten in den Stadien via Wireless Lan-Netzwerk schnell ins Internet einwählen und ihre Bilder und Geschichten direkt vom Spielfeldrand verschicken. Das konvergente Netzwerk transportierte alle erdenklichen Daten rund um das Sport-

ereignis, angefangen von der Akkreditierung von Spielern und Journalisten bis hin zur Übertragung von Bildern und Spielinformationen in Echtzeit, und verband alle zwölf Gastgeberstadien, die Medienzentren in München, Berlin und Dortmund sowie das Fifa-Hauptquartier in Berlin.

Neue Telefon-Generation

Knapp vor Beginn der WM hatte Avaya zudem eine neue Generation von IP-Telefonen vorgestellt, die Benutzern Zugriff auf eine breite Palette von IP-Anwendungen bieten, die die Kombination verschiedener Avaya-Geräte und -Benutzeroberflächen einfacher und konsistenter gestalten. Basis des Designs war eine Umfrage bei Benutzern. Dabei gaben 85 Prozent der Befragten an, das Telefon könnte eine positive Auswirkung auf die Produktivität haben und zu Kostenersparnissen beitragen, da die Zahl der Bedienungsfehler und abgebrochenen Anrufe reduziert werde. 90 Prozent berichteten von einer Zeitersparnis durch den einfachen Zugriff auf Mobilitätsfunktionen, die wiederholte Rückrufe unnötig machen. 96 Prozent sagten, der schnel-



Die akkreditierten Journalisten bei der WM 2006 kommunizierten über ein Datennetzwerk von Avaya, das sämtliche Kommunikationsflüsse des Mega-Events steuerte. Foto: Avaya

le Zugriff auf Kontaktdaten könnte zu Zeitersparnissen führen. Mitglieder des Developer Connection-Programms von Avaya entwickeln zudem weitere Anwendungen für die neuen Desk Phones, darunter

Zeiterfassung, automatische Erinnerungsnotizen für Telefonkonferenzen, integrierten Zugriff auf firmeninterne Adresslisten einschließlich Kontaktsuche sowie branchenspezifische Lösungen für den

Bildungs- und Gesundheitssektor. Insgesamt hat Avaya mehr als 2.800 Partnerunternehmen in den Bereichen Software- und Hardware-Entwicklung, Integration und Dienstleistung.

www.avaya.com

Thomas Putz: „Mit den modernen Collaboration-Lösungen wird Arbeit wieder das, was sie eigentlich schon immer war: eine Aktivität – und nicht ein Platz, an dem man diese ausübt“, erklärt der Product Manager von Mobile & Multimedia Solutions bei Kapsch Business Com.

Umfassende Kommunikation in Echtzeit

economy: Was steckt hinter dem steigenden Interesse der Unternehmen für Collaborative Working?

Thomas Putz: Wichtigstes Ziel der Unternehmen ist es, jedem Mitarbeiter alle relevanten Unternehmensdaten jederzeit und ortsunabhängig kostengünstig und effizient zur Verfügung zu stellen. Experten schätzen, dass damit Einsparungen von bis zu 40 Prozent bei den Kommunikationskosten der mobilen Belegschaft eines Unternehmens realisierbar sind. Das ist natürlich für alle Unternehmen ein Anstoß, hier zu investieren.

Welche Systeme sind hier im Einsatz, und was können sie?

Prinzipiell braucht man nur eine Breitbandverbindung und einen aktuellen Web Browser, um die ganze Palette der Services den Mitarbeitern über mehrere Standorte hinweg effizient, kostengünstig und vor allem einfach zugänglich zu machen. Über die Breitbandverbindung können dann alle

Kommunikationsformen abgewickelt werden. Mit Multimedia Collaboration-Systemen wie beispielsweise dem von Kapsch Business Com angebotenen Nortel Multimedia Communication Server (MCS) 5100 lässt sich die bestehende Sprachkommunikation im Unternehmen durch neue Interaktionsmöglichkeiten wie Video-Kommunikation, Präsenzinformation, Gruppenkonferenzen, E-Learning oder Instant Messaging ergänzen. Natürlich können auch mobile Endgeräte wie Blackberry, Symbian oder Windows Mobile Smartphones einbezogen und über jeden Standard-Web Browser genutzt werden.

Was ist der nächste Schritt?

In Zukunft wird es neue Funktionen für eine noch bessere Zusammenarbeit im Unternehmen geben. Der Anwender hat damit – unabhängig vom Ort – Zugang zum Netzwerk mit dem Telefon, dem Notebook, dem Mobiltelefon oder einem drahtlosen Gerät und kann

jederzeit mit seinen persönlichen Informationen arbeiten. Mit eigenen Ad-hoc-Funktionen werden visuelle Informationen in Echtzeit weitergeleitet und nahtlos Dateien ausgetauscht, ohne zum Beispiel ein Telefongespräch unterbrechen zu müssen. Anwender können während eines Telefonanrufs auch per Web Push Internet-Seiten auf den Bildschirm ihres

Gesprächspartners schicken oder gleichzeitig per Co-Browsing in Unterlagen blättern. Auch so genannte Meet-Gruppenkonferenzverbindungen für virtuelle Abteilungsbesprechungen oder E-Learning werden künftig Standard-Arbeitsmittel und für alle Mitarbeiter verfügbar sein.

Welche Vorteile gibt es für die Mitarbeiter?

Die Vielfalt der Collaboration Tools ermöglicht es jedem, seine Arbeitswelt an die eigene Arbeitsweise anzupassen. Außerdem ist Collaboration wegen der Unabhängigkeit von bestimmten Standorten eine der wichtigsten Grundlagen für eine flexible Gestaltung des Arbeitsalltags. Man wird damit auch unabhängiger von Präsenzzwängen und zeitlichen Restriktionen. Jeder Nutzer kann etwa selbst die Kriterien festlegen, wann und wie er von wem erreichbar sein will.

Welche Erfahrungen hat Kapsch mit diesen Systemen?

Wir haben in der Konzernzentrale in Wien ein Nortel MCS 5100 für die Nutzung aller Mitarbeiter in allen Ländern integriert. Durch unsere tägliche Arbeit mit diesen Systemen haben wir enorme Erfahrungen gewonnen, die wir an unsere Kunden weitergeben können. Und wir weiten die Funktionalitäten auch regelmäßig aus. So ist es zum Beispiel dem Kapsch-Mitarbeiter in Polen, Ungarn und der Slowakei einfach möglich, an jedem Sales Training problemlos und ohne zusätzliche Reise oder Kommunikationskosten teilzunehmen.

www.kapschbusiness.com

Steckbrief



Thomas Putz ist Product Manager von Mobile & Multimedia Solutions bei Kapsch Business Com. Foto: Kapsch

Das Special Innovation entsteht mit finanzieller Unterstützung von ECAustria. Die redaktionelle Verantwortung liegt bei economy.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Wirtschaft

Goldene Zeiten für Banker

Der weltweite Merger-Boom beschert Investmentbanken hohe Gewinne und ihren Mitarbeitern Rekord-Boni.

Hannes Stieger

Den Investmentbankern geht es blendend: Finanzdienstleister wie Goldman Sachs, Morgan Stanley oder Lehman Brothers verzeichnen im Jahresvergleich massive Gewinnzuwächse. Treiber für die hohen Zahlen waren durch die Bank die Investmentbanking-Abteilungen. Begünstigt durch steigende Börsen und eine Flut von Übernahmen und Fusionen in allen Sektoren geht es wieder nach oben.

Die gesamte Branche blickt auf ungewöhnlich gute Quartale zurück. Spitzenreiter ist bisher Goldman Sachs. Die US-Großbank übertraf die Erwartungen um Längen und kam auf einen Quartalsgewinn von 2,31 Mrd. US-Dollar (1,8 Mrd. Euro). Dank ihres starken Geschäfts im Investmentbanking konnte sie den Quartalsgewinn mehr als verdoppeln, die Einnahmen stiegen von 4,81 auf 10,1 Mrd. US-Dollar.

Auch Konkurrent Lehman Brothers hat seinen Gewinn gesteigert – unter anderem wegen gewachsener Einnahmen im Investment-Banking. Konkret stieg der Ertrag im abgelaufenen Quartal von 683 Mio. auf eine Mrd. US-Dollar. Die Nettoeinnahmen stiegen im gleichen Zeitraum um 35 Prozent auf 4,4 Mrd. US-Dollar. Ein ähnliches Szenario bei Morgan Stanley: Der Nettogewinn hat sich im ersten Quartal unerwartet gesteigert (wieder treibend: das Investmentbanking) – auf insgesamt 1,64 Mrd. US-Dollar. Die Einnahmen kletterten um fast 25 Prozent auf einen Rekordwert von 8,48 Mrd. US-Dollar. Den guten Ergebnissen bei Morgan Stanley war ein interner Machtkampf vorausgegangen, den schließlich der neue Bankchef John Mack beenden konnte. Zuvor hatte es ein monatelanges Tauziehen zwischen dem damaligen Chef Philip Purcell und früheren Führungskräften sowie Aktionären gegeben, der das Institut lähmte und viel Geld kostete.

Merrill Lynch konnte den Jahresgewinn solide um 18 Prozent auf 5,2 Mrd. US-Dollar steigern. Konzernchef Stan O'Neal führte das gute Abschneiden auf vorherige Investitionen zurück und hob die breite Geschäftsbasis hervor. Er will auch zukünftig weiter investieren, um in den kommenden Jahren profitables Wachstum zu verbuchen. Kurzfristige Rückschläge, wie die Zahlung von 30 Mio. US-Dollar im Zuge des Enron-Skandals, schlagen nicht sonderlich zu Buche. Ganz im Gegenteil: Stolz sechs Mrd. US-Dollar will Merrill Lynch in eigene Aktien investieren – die Bank ist offensichtlich überzeugt, dass noch reichlich Entwicklungspotenzial besteht.

Von den stark steigenden Gewinnen profitieren auch die Mitarbeiter: Bereits Anfang des Jahres, während

der Bonus-Saison, hatten die Investmentbanker allen Grund zum Jubeln. Während das Grundgehalt eines New Yorker Bankers auf den oberen Stufen der Karriereleiter etwa bei „mageren“ 150.000 US-

Dollar liegt, kann der Bonus für ein gutes Jahr ein oder zwei Mio. US-Dollar oder noch mehr betragen. An der Wall Street wird die Gesamtsumme der Sonderzahlungen in dieser Saison auf 21,5 Mrd. US-

Dollar (16,8 Mrd. Euro) geschätzt. Der Durchschnittsbonus liegt bei 125.000 US-Dollar – mit Ausreißern nach oben.

Fortsetzung auf Seite 14



Unvergleichliche Farbqualität mit garantierter Kostenkontrolle:
Die Solid Ink-Technologie von Xerox wird die DNA Ihres Unternehmens verändern.

Xerox Colour. Farbe macht Sinn.

Wenn auch Ihr Unternehmen ein wenig Farbe gebrauchen kann, sollten Sie sich für die neuen Solid Ink-Farbdrucker Xerox Phaser 8500 und 8550 entscheiden. Sie liefern Farbdrucke in höchster Qualität bei einer Geschwindigkeit von bis zu 30 Seiten pro Minute. Benötigen Sie eher ein Multifunktionsgerät, bietet sich das Xerox WorkCentre® C2424 an. Es kopiert, druckt und scannt bis zu 24 Seiten pro Minute. Und bei günstigen Preisen ist die Farbe nicht der einzige Faktor, der überzeugt. Mit der Xerox PagePack-Option haben Sie auch Ihre Kosten im Griff, denn dieser Festpreis-Servicevertrag deckt Ihren gesamten Service- und Verbrauchsmaterialienbedarf** ab. Bei so vielen Vorteilen wird sofort klar, dass die Xerox



Ab € 799,-*

Solid Ink-Technologie für eine ganz neue Generation von Farbgeräten für den Bürobedarf steht. Machen Sie die Probe aufs Exempel und lassen Sie sich zeigen, welche verblüffenden Veränderungen die Solid Ink-Technologie von Xerox in Ihrem Unternehmen herbeiführen kann. Um die Adresse Ihres Fachhändlers zu erfahren, eine Vorführung zu arrangieren oder Info-Material anzufragen, besuchen Sie unsere Website oder rufen Sie uns unter nachstehender Nummer an.



XEROX

Technology | Document Management | Consulting Services

*Bezieht sich auf eine Phaser 8500 AN-Konfiguration. Empfohlener Richtpreis ab € 799,- (zzgl. Mehrwertsteuer). **Ohne Papier. Der Xerox PagePack-Vertrag muss mit dem Händler vereinbart werden.
© 2006 XEROX CORPORATION. Alle Rechte vorbehalten. XEROX®, Phaser®, WorkCentre® und 'Xerox Colour. Farbe macht Sinn.' sind Warenzeichen der XEROX CORPORATION.

Wirtschaft

Notiz Block



Wegfall der Wohnsitzpflicht

Im Fürstentum Liechtenstein sollen Bestimmungen wegfallen, die für gewisse Tätigkeiten eine Wohnsitzpflicht vorschreiben. Profitieren werden Schweizer sowie EU-Bürger. Etwa im Banken-, Versicherungsaufsichts- und im Rohrleitungsgesetz sowie bei der Zulassung von Rechtsanwälten, Wirtschaftsprüfern und Treuhändern ist die Wohnsitzpflicht vorgeschrieben, die eine Einschränkung der Personenfreizügigkeit bedeutet und dem EWR-Abkommen widerspricht. *apa*

Milliarden werden weißgewaschen

Nach einer Studie der Linzer Universität werden mit Geldwäsche weltweit Umsätze von bis zu 2,1 Billionen US-Dollar (1,6 Billionen Euro) erwirtschaftet, sagt Volkswirtschaftsprofessor Friedrich Schneider. 2005 betrug der kriminelle Cashflow in Österreich 843 Mio., zehn Jahre zuvor waren es 80 Mio. Euro. Für die Ostmafia gilt Österreich als Drehscheibe, um Gelder weißzuwaschen. Die Schweiz und Liechtenstein sind stärker von Geldwäsche betroffen. *apa*

Britische Banker ausgeliefert

Drei britische Banker werden wegen ihrer mutmaßlichen Verwicklung in den Betrugsskandal beim US-Pleitekonzern Enron in die Vereinigten Staaten ausgeliefert. Die britische Regierung hatte der Auslieferung trotz heftiger Proteste aus der Geschäftswelt zugestimmt. Den Bankern David Bermingham, Gary Mulgrew and Giles Darby von Nat West wird angelastet, den Anteil ihrer Bank an einer Firma auf den Cayman-Inseln weit unter Wert an den Energiekonzern Enron verkauft zu haben. Der Umfang des Betrugs wird von der US-Staatsanwaltschaft mit 19 Mio. US-Dollar (15 Mio. Euro) beziffert. Die Banker bestreiten ihre Schuld und versuchten vergeblich, ihre Auslieferung an die US-Behörden zu verhindern. *apa*

Das Handy auf dem Vormarsch

Der World Society Report 2006, veröffentlicht von der International Telecommunication Union (ITU), belegt die positive Entwicklung der Informationsgesellschaft und die Verringerung der digitalen Kluft. Südkorea und Japan sind in der ITU-Rangliste an der Spitze. Das stärkste Wachstum verzeichnen Russland (41 Prozent), Indien (73 Prozent) und China (46 Prozent). Unverändert stark werde das Wachstum bei Handy-Nutzern sein: von 2,1 Mrd. im Jahr 2005 auf drei Mrd. bis 2008 – das entspricht etwa der Hälfte der Weltbevölkerung. *pte*

Fortsetzung von Seite 13

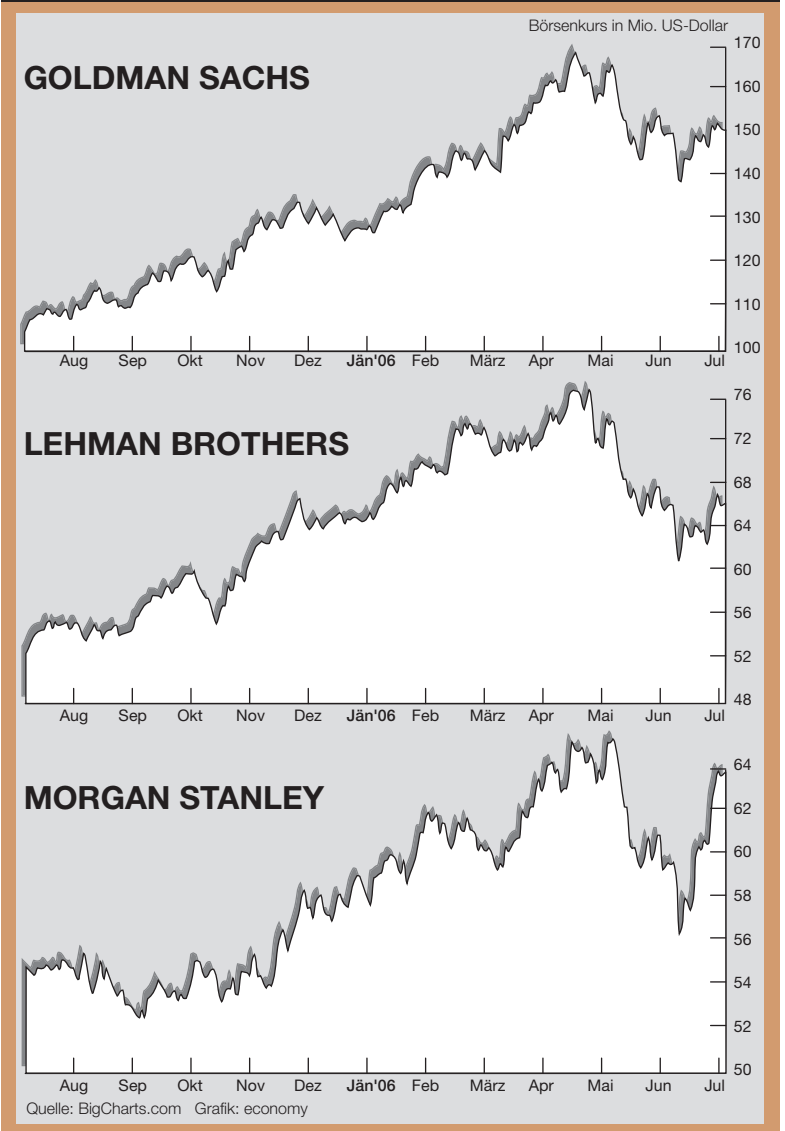
Goldman-Sachs-Chef Henry Paulson – der 60-Jährige wurde kürzlich vom US-Senat als neuer US-Finanzminister bestätigt und wird in seiner früheren Funktion künftig vom Duo Gary Cohn und Jon Winkelried abgelöst – erhielt im Zuge der Bonusrunden ein Paket von 38 Mio. US-Dollar (29,6 Mio. Euro). Richard S. Fuld Jr., der Chef von Lehman Brothers, hat 14,9 Mio. US-Dollar in Form von Aktien erhalten. Und John J. Mack, der bei Morgan Stanley im vergangenen Sommer die Führung übernommen hatte, hat nach Darstellung der *New York Times* für sechs Monate Arbeit elf Mio. US-Dollar verdient.

Keine Frage: Nach dem Schrecken der Dot Com-Phase in den Jahren zur Jahrtausendwende ist in der Investmentbanking-Branche wieder Euphorie eingeleitet. Gute Geschäfte macht, wer viele Transaktionen durchführt – und da gibt es im Mergers & Acquisitions-Bereich derzeit genug zu tun. Vergleichsweise niedrige Zinsen und die gute Konjunktur ermöglichen lukrative Investments in Unternehmen; durch Beratung bei und Durchführung von Mergern, Umschichtungen, Fusionen und Abspaltungen wird Geld verdient. Interessant sind für Investmentbanken alle Sektoren, vom Bauunternehmen bis hin zur Telekommunikation.

Auch in Europa sind die Investmentbanken erfolgreich. So hat die Deutsche Bank im vergangenen Jahr, angetrieben vom Investmentbanking, den höchsten Gewinn seit dem Boom-Jahr 2000 erzielt. Die Deutsche Bank steigerte den Jahresüberschuss um 53 Prozent auf 3,8 Mrd. Euro, vor Steuern kletterte das Ergebnis auf 6,4 Mrd. Euro. Unter Ausklammerung der Kosten für den umstrittenen Stellenabbau der Bank und Einnahmen aus dem Verkauf von Daimler Chrysler-Aktien erreichte die Eigenkapitalrendite ein Niveau von 26 Prozent – nach 18 Prozent im Vorjahr.

Die Sparte Investmentbanking erzielte 2005 ein Rekordergebnis und steuerte 62 Prozent der Gesamterträge bei. Die Deutsche Bank habe Anschluss an die profitabelsten Finanzhäuser der Welt gefunden, sagte ihr Vorstandsvorsitzender Josef Ackermann im Februar. Weiteres Wachstum werde angestrebt, die Rendite sei jedoch auf diesem Stand ausreichend. Der Profitzuwachs wurde nicht nur durch die Investmentbanking-Sparte, sondern auch durch Stellenabbau bewerkstelligt: Allein im Vorjahr mussten mehr als 6.000 Mitarbeiter gehen. Die Deutsche Bank beschäftigte zum Jahresende 2005 weltweit 63.427 Mitarbeiter, davon 26.336 in Deutschland. Auf dem Höhepunkt 2000 waren es noch insgesamt 89.784. Seit längerem kursieren daher Gerüch-

Aktienkurse führender Investmentbanken



te, die Deutsche Bank solle in eine Investmentbank und in ein Geldinstitut für Privatkunden aufgespalten werden – was von Ackermann stets dementiert wird. Die Investmentsparte, die die Bank ihren internationalen Ruhm zu verdanken hat, hat der gebürtige Inder Anshu Jain erfolgreich in der Hand. Der 42-Jährige gilt trotz seiner geringen Bekanntheit in Deutschland als einer der Nachfolgekandidaten Ackermanns.

Kurse hinken hinterher

Trotz der Rekordergebnisse haben sich die Aktien der Investmentbanken zuletzt verhalten entwickelt (siehe Charts). Neben dem allgemeinen Kursrückgang der letzten Monate sind für den Rückgang wohl auch zögernde Investoren verantwortlich, die sich Sorgen um die künftige Geschäftsentwicklung machen. Denn den Investmentbanken geht es immer nur dann gut, wenn die Wirtschaft boomt. Steigende Zinsen könnten aber die zu einem großen Teil fremdfinanzierte Übernahmewelle stoppen und eine Rezession die generelle Übernahmewelle dämpfen.

Die Optimisten behaupten, dass es dennoch genügend Arbeit für Investmentbanken gibt. In Europa herrsche noch Nachholbedarf, was Finanzierungen betrifft. Europäische Unternehmen holen sich ihr Kapital nicht mehr traditionellerweise von der Hausbank, sondern über Anleihen und Wandel-

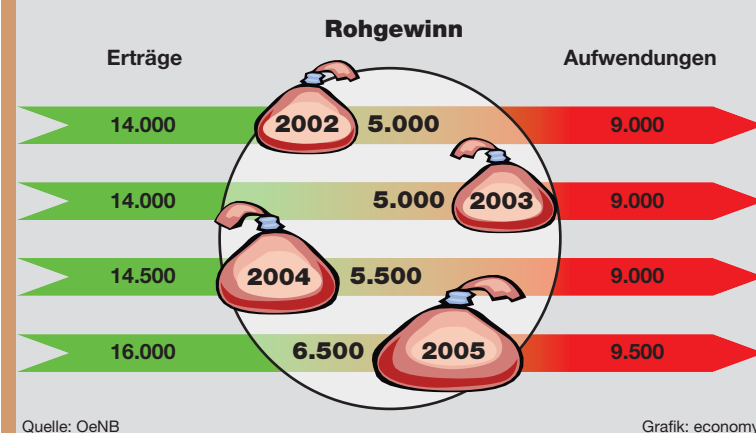
schuldverschreibungen und andere Hybridfinanzierungen. Die direkten Verwandten des klassischen Investmentbankings – auch wenn sie sich bewusst abgrenzen – sind die Private-Equity-Spezialisten. Diese Unternehmen greifen auf Kapital zurück, das von vermögenden Investoren oder extra aufgelegten Fonds stammt. „Private-Equity-CEOs wird nicht dauernd die Pistole an die Brust gesetzt“, sagt Donald J. Gogel, Chef des Finanzinvestors Clayton, Dubilier & Rice. „Sie können daher Risiken eingehen, vor denen Publikumsgesellschaften zurückweichen.“ Private-Equity-Banken setzen beispielsweise auf das klassische Leveraged Buyout: die Übernahme eines (unterbewerteten) Unternehmens durch wenig Eigen- und viel Fremdkapital. Die Schuldenlast, die dem Unternehmen aufgebürdet wird, zahlt sich meist aus: Man geht davon aus, nach erfolgter Restrukturierung gut zu verdienen.

Die Private-Equity-Branche kontrolliert nach einer Schätzung von Thomson Venture Economics etwa 800 Mrd. US-Dollar. Vor 15 Jahren verfügte eine Hand voll solcher Firmen erst über etwa eine Mrd. US-Dollar Anlagekapital, heute beherrschen rund 260 Firmen die Szene. Die drei größten – Carlyle, Kohlberg Kravis Roberts (KKR) und Blackstone Group – beschäftigen in ihren Beteiligungen insgesamt fast eine Mio. Mitarbeiter.

Zahlenspiel

Ertragslage der österreichischen Banken

(Angaben in Milliarden Euro, gerundet)



Die in Österreich tätigen Kreditinstitute haben im Jahr 2005 ihre Erträge um 19 Prozent gegenüber dem Vorjahr auf 5,65 Mrd. Euro erhöht. Ausschlaggebend dafür waren hauptsächlich Erträge aus Wertpapieren und Beteiligungen (plus 30,1 Prozent) sowie Provisionserträge (plus 17,3 Prozent). Die Kreditinstitute dürfen mit einem unkonsolidierten Jahresüberschuss von 3,88 Mrd. Euro rechnen. Die Aktienbanken erzielten mit 30,4 Prozent den höchsten Anteil am gesamten Betriebsergebnis. Danach folgten die Raiffeisenbanken mit 26,3, die Sparkassen mit 20,4 und die Sonderbanken mit 10,3 Prozent. *kl*

Wirtschaft

Renaissance des Privatkunden

Die Banken haben das vernachlässigte Kundensegment Privatkunden wiederentdeckt.

Clemens Rosenkranz

Selbst wenn es beim einzelnen Kunden finanziell und ertragsmäßig nur Peanuts zu verdienen gibt: Unterm Strich macht auch Kleinvieh viel Mist, mag sich manch Bankvorstand insgeheim denken. Ebenso im Geschäft mit den Firmenkunden haben die Institute nach Jahren der zögerlichen Kreditvergabe nun wieder die Bremse gelöst.

Kritiker bemängeln, dass die Kreditinstitute durch Internet-Banking, die Einschränkung des Filialgeschäfts und die Automatisierung vieler Bankgeschäfte den Kontakt zum Kunden weitgehend verloren hätten. Zahlreiche für Kunden praktische Selbstbedienungsautomaten für Abhebungen und Überweisungen im Eingangsbereich der Banken lassen immer weniger Kunden die Schwelle zum Beratungsraum überschreiten. Und mancher Kunde, der Bankgeschäfte übers Internet abwickelt, ist gleich zu oft kostengünstigeren Direktbanken gewechselt.

Das plötzlich neu erwachte Interesse an den Privatkunden entspringt auch der Erkenntnis, dass der Anteil der Kunden, die Beratung brauchen, durch die Überalterung der Bevölkerung im Steigen begriffen ist. Keine Bank will in einigen Jahren feststellen müssen, dass sie ihren potenziellen Kunden schon vor Jahren vergrämt hat und dieser bei der beratungsfreudigeren Konkurrenz gelandet ist.

„Die Filiale ist zurück“

Dieser Entwicklung wollen die Finanzinstitute durch eine Neuausrichtung ihres Filialnetzes vorbeugen. Zweigstellen sollen den Kundenkontakt verbessern. Zumindest haben die Banken das Tempo des Filialsterbens deutlich gedrosselt. Nach einer Studie des Beratungsunternehmens Accenture planen in Österreich, der Schweiz und Deutschland mehr als die Hälfte (56 Prozent) der Institute Investitionen in den Filialbetrieb, erklärt Jörg Günther von Accenture Deutschland. Vor allem Großbanken hatten in den vergangenen Jahren viele Filialen geschlossen und die Öffnungszeiten verkürzt. Kunden sollten Bankgeschäfte über Internet und Selbstbedienungsautomaten erledigen.

Hintergrund der Rückbesinnung auf den Privatkunden sind die Erfahrungen aus dem Platzen der Technologie-Blase im Sommer 2001, also noch vor den Terroranschlägen in den USA. Danach musste so manches Institut die schmerzhafteste Erfahrung machen, dass man mit Investment-Banking, Fusionen und Börsegängen allein nicht leben kann, besonders in Zeiten schwacher Wirtschaftsjunktur. Dagegen kamen die Sparkassen und Genossenschaften mit ihrem Privatkundengeschäft vergleichsweise gut durch die Krise nach 2001.

Um das Geschäft auszubauen, gehen die Banken verstärkt Vertriebskooperationen ein. Gute Erlöse verspricht auch die Absatzfinanzierung, also die Finanzierung von Raten-

käufen beispielsweise bei Autos, Möbeln oder Elektrogeräten. Im „Kauf auf Pump“ sehen Branchen-Insider noch hohes ungenutztes Potenzial. Ein weiterer attraktiver Kreditmarkt habe sich durch die Einführung von Studiengebühren geöffnet. Anstelle von standardisierten Produkten sollen die Bankberater wieder stärker individuelle Angebote zimmern und mit diesen aktiv auf den Kunden zugehen.

Zugleich wollen die Banken den Außendienst ausbauen. Es habe sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass der Vertrieb von beratungsintensiven Finanz- und Versicherungsprodukten durch einen hauseigenen Außendienst erfolgversprechend ist, so eine Studie des Consultants Steria Mummert. In Deutschland gibt es Musterbeispiele für die neue Filialstrategie wie die Zweigstelle der „Deutschen Bank der Zukunft“ in der Berliner Fried-

richstraße. Statt einer Selbstbedienungsvorhalle mit dem Charme einer Bushaltestelle bietet sich dem Besucher eine von sanftem Licht durchflutete Bank-Landschaft mit Lounge, Bibliothek, Galerie und Trendshop. Auf dem Weg zum Fond der Filiale kann der Kunde Reisetaschen, Golf-Accessoires oder Kosmetika erstehen. Andere Institute haben Vertriebskooperationen mit Tschibo (Kaffee und Haushaltszubehör) geschlossen.

ITnT

Fachmesse für Informationstechnologie und Telekommunikation

Die Aussteller schrieben
2006 die ITnT-erfolgs-
geschichte weiter

30. 01. - 01. 02. 2007
MESSEZENTRUM WIEN NEU

ABSOLUTE-IT ... ACTUS CONSULTING ... ACE ... ACOM HOLDING ... ACP GRUPPE ÖSTERREICH ... ACTEBIS COMPUTER ... ADC KRONE ... ADD ON COMPUTERHANDEL ... ADDITIVE HARD- UND SOFTWARE ... ADIC ... ADN ADVANCED DATABASE ... ADVANCED BUSINESS CONSULTING ... AKA GES.M.B.H. ... ALADDIN KNOWLEDGE SYSTEMS ... ALCATEL AUSTRIA AG ... AMEA ... ANTARES-NETLOGIX ... APPSENSE ... ARC SEIBERSDORF RESEARCH ... ARCHIVAUSTRIA ... ARIES ... ARP DATAON GESMBH ... ARRAY DATA GESMBH ... ARTAKER COMPUTERSYSTEME ... ASTCO HANDELS-GES.M.B.H. ... ASUS ... ATOS ORIGIN ... AUSSENWIRTSCHAFT ÖSTERREICH ... AVALARIS ... AVAYA AUSTRIA ... AVM ... AVNET TECHNOLOGY SOLUTIONS ... AXCESSPOINT BUSINESS SOLUTIONS ... B & M AUTOMATISCHE ... B1 CONSULTING ... BACHER SYSTEMS EDV GESMBH ... BARCOTEC VERTRIEBSGESMBH ... BASE-CAMP KADL & PARTNER ... BÄURER INTERNATIONAL ... BISS BUSINESS-IMAGING ... BLACKBERRY ... BLUESOCKET LIMITED ... BM TECHNOLOGIES ... BMD SYSTEMHAUS GESMBH ... BOHMANN DRUCK & VERLAG ... BORDERWARE ... BRAND REX ... BROCADE COMMUNICATIONS ... BRODINGER IT SICHERHEITSTECHNIK ... BRUCK TECHNOLOGIES ... BRUGG KABEL AG ... BSN AG ... BSR IDWARE ... BUSINESS OBJECTS ... BUSINESS SOFTWARE ... CAPGEMINI ... CASE SOFTWARETECHNIK ... CHECK POINT SOFTWARE ... CIGMA SOFTWARE ... CIRCON CIRCLE CONSULTING AG ... CITRIX SYSTEMS ... CLIENT-SERVER EDV-HANDELS ... CNT HR CONSULTING ... COLUMBUS IT PARTNER GESMBH ... COMARCH ... COMNET COMPUTER-NETZWERKE ... COMPUTER ASSOCIATES ... COMPUTERLINKS ... CONEVA CONSULTING ... CONOVA COMMUNICATIONS ... CONTROL BREAK INTERNATIONAL ... CORNING CABLE SYSTEMS ... CROSSBEAM SYSTEMS INC ... CSB SYSTEM AUSTRIA ... CSC AUSTRIA CSC COMPUTER ... CUBESERV AG ... CUBIDO BUSINESS SOLUTIONS ... CUBIT IT SOLUTIONS ... CVS INGENIEURGESELLSCHAFT MBH ... CWI INFORMATIONSTECHNOLOGIE ... CYBERHOUSE ... CYBERSCHOOL ... CYCLADES ... DATA SYSTEMS AUSTRIA AG ... DATAPHONE ... DATAPLEX ... DATAWARE NETZWERKTECHNIK ... DATENNETZ HANDELSGESELLSCHAFT ... DÄTWYLER KABEL + SYSTEME ... DELL ... DICOM COMPUTER-VERTRIEBSGESMBH ... DISKO.DMCOI CONSULTING & DEVELOPMENT ... DOCU GUARD GES.M.B.H. ... DPW H.R. SOFTWARE ... DRAHTEX AG ... ECM HOLDING GESMBH ... ECONOMY AUSTRIA PLATTFORM ... ELO DIGITAL OFFICE ... ELSAT INTERNATIONAL ... EMC COMPUTER SYSTEMS ... EPLAN SOFTWARE & SERVICE ... ERP GROUP IT CONSULTING ... ETC ENTERPRISE TRAINING CENTER ... EUROFINDER ECONET ... EUROPAY AUSTRIA ... EUROPEAN RESELLER ... EXACON-IT ... FACHHOCHSCHULE HAGENBERG ... FASTVIEWER ... FAW-INSTITUT ... FECHER ... FIELDWORX MOBILE SOLUTIONS ... FLUKE VERTRIEBSGESMBH ... FORESCOUT TECHNOLOGIES ... FRANK ROBIN LINUX SYSTEMS ... FSL VERLAGSGESMBH ... FTW - FORSCHUNGSZENTRUM ... FUJITSU SIEMENS COMPUTERS GESMBH ... G DATA SOFTWARE AG ... GARTENMANN SOFTWARE AG ... GEOMARKETING ... GLOBAL KNOWLEDGE NETWORK ... GMC SOFTWARE TECHNOLOGY AG ... GROTHUSEN ELECTRONIC SYSTEMS ... H-BEDV DATENTECHNIK ... HANDELSKAMMER SCHWEIZ-ÖSTERREICH ... HC SOLUTIONS ... HELPLINE IT SOLUTIONS ... HEWLETT-PACKARD/HP ... HITACHI DATA SYSTEMS ... HTL SPENGER-GASSE ... HUMMINGBIRD ... HUTCHISON 9G AUSTRIA ... I2S-CONSULTING ... IDEAL INDUSTRIES ... IDS SCHEER AUSTRIA ... IKARUS SOFTWARE ... IMC NETWORKS ... INDUSTRIEMAGAZIN ... INFO TECHNOLOGIE VERLAG ... INODE ... INQUIERO ÖSTERREICH ... INSCAB ... INTERNET SECURITY AG ... IODAT INFORMATIONSTECHNOLOGIE ... IRONPORT SYSTEMS ... ISSX INTERNET SECURITY ... IT MEDIA ... ITZONE E-INVOICE SYSTEM ... ITDESIGN SOFTWARE PROJECTS & INTELLIGENCE ... IXOS SOFTWARE ... JOINVISION E-SERVICES ... K SECTION BUSINESS SOLUTIONS ... KAPSCO BUSINESSCOM AG ... KASPERSKY LABS ... KEEP IN MIND ... KESS POWER SOLUTIONS ... KODAK GESMBH ... KONICA MINOLTA ... KOREA TRADE CENTER ... KROLL ONTRACK AUSTRIA ... KTW SOFTWARE & CONSULTING ... KUERT INFORMATION MANAGEMENT ... LAMPERTZ ... LEMON42 ... LEXISNEXIS ... LG BUSINESS SOLUTIONS AG ... LG ELECTRONICS ... LIBELLE SALES + SERVICES ... LOGITECH ... MA 55 - BÜRGERDIENST ... MACHER SOFTWARE ... MADRAS COMPUTER ... MAGIC SOFTWARE ENTERPRISES ... MANAGEMENT & IT-CONSULTING ... MAY COMPUTER GESMBH & CO KG ... MBS-MODERN BUSINESS SYSTEMS ... MCDATA TECHNOLOGY SYSTEMS ... MESONIC DATENVERARBEITUNG ... MGE UPS SYSTEMS ... MICROSOFT ... MIH - MARCUS IZMIR ... MINDJET ... MIS AUSTRIA ... MITSUBISHI ... MOBILKOM AUSTRIA AG ... MONITOR TV AT ... MONITORS AND MORE ... M-OTION ... MULTITASK NABER ... NAVICONSULT ... NEC ... NESTEC SCHARF OEG ... NETVIEWER SCHWEIZ AG ... NETWORK APPLIANCE ... NEW VOICE INTERNATIONAL AG ... NEXTIRAONE AUSTRIA ... NISSEN & VELTEN SOFTWARE ... NOKIA AUSTRIA ... NOVELL ... NTX BACKOFFICE CONSULTING ... OMEGA HANDELSGESMBH ... ONE ... OPALION ... OPEN SOURCE ... ORGAMEDIA ... ÖSTERR. WIRTSCHAFTSVERLAG ... PANTA RHEI ... PATCHSEE ... PETER RAUTER ... PH POLDEN ... PHION INFORMATION TECHNOLOGIES ... PMCS PROJEKTMANAGEMENT ... PNY TECHNOLOGIES ... PREMIUM DATA GROUP ... PREMIUM IT SOLUTIONS ... PROALPHA SOFTWARE AUSTRIA ... PROFACOR ... PROGRAMMIERFABRIK GESMBH ... PROJECTA ... PSI AG ... Q4BIS EUROPE LTD ... QENTA PAYMENTSOLUTIONS ... QUADRIGA INFORMATIK ... RADWARE LTD ... RAMSAUER & STÜRMER ... REDDOT SOLUTIONS AG ... REICHEL & DE-MASSARI ... RGE ROBERT GMEINER ... RISC SOFTWARE ... RITTAL SCHALTSCHRÄNKE ... RSA SECURITY ... S&T ... SAP ÖSTERREICH ... SCC - EDV BERATUNG AG ... SCHINDLER IT-SOLUTIONS ... SCHOELLER NETWORK CONTROL ... SECLUTIONS AUSTRIA ... SECUREGUARD ... SER SOLUTIONS ÖSTERREICH ... SIEMENS AG ... SITEXS NETZWERKLÖSUNGEN ... SKG-SPEZIALKABEL ... SMEJKAL GESMBH ... SMS ... SOFTWARE COMPETENCE CENTER ... SOFTWAREPARK HAGENBERG ... SSP-SICHERHEITSSYSTEME ... STADLER EDV ... STANDARD IT SOLUTIONS ... STUDIO ADVISION ... STUDIO DIGITAL MEMORY ENGINEERING ... STUDIO E-LEARNING ENVIRONMENTS ... STUDIO SMART AGENTS TECHNOLOGY ... SWISS BUSINESS HUB AUSTRIA ... SYBASE EDV-SYSTEME GESMBH ... SYMANTEC ... SYSCOM NETZWERKINSTALLATIONEN ... TEAM WYRU ... TELGÄRTNER K. GÄRTNER ... TELEKOM AUSTRIA AG ... TIS TOP IMAGE SYSTEMS ... TISWARE ... T-MOBILE AUSTRIA ... TOMEK ELECTRONICS ... TOOLS AT WORK ... TRANSCOM WORLDWIDE ... TREND MICRO ... TROSOFT ... TROVARIT AG ... T-SYSTEMS AUSTRIA GESMBH ... TYCO ELECTRONICS AUSTRIA ... UNISERV ... UNISYS ... UNIT-IT ... UPDATE SALES ... VRVIS ZENTRUM FÜR VIRTUAL REALITY ... WEBDYNAMITE IT SOLUTIONS ... WEBWASHER A CYBERGUARD COMPANY ... WIENER WIRTSCHAFTSPÖRDERUNGSFONDS ... WIGOBIS ... WIRTSCHAFTSBLATT ... X-MEDIA VERLAG ... X-TECH

SICHERN SIE SICH JETZT IHREN STANDPLATZ!

Infos und Anmeldeunterlagen zur ITnT:

■ T: +43 (0)1 727 20-376 ■ F: +43 (0)1 725 20-376 ■ E: itnt@messe.at

Reed Exhibitions
Messe Wien

WWW.ITNT.AT

Kommentar

Clemens Rosenkranz Glücksgriff und Pechmarie



Lakshmi Mittal, der Chef des gleichnamigen Stahlriesen, hat nach der nach langem Bieterkampf doch noch gelungenen Fusion mit dem stählernen Rivalen Arcelor viel Grund zur Freude. Als Erstes wird er wohl der hinduistischen Glücksgöttin Lakshmi, deren Vornamen der Stahl-Maharadscha trägt, ein Opfer in einem Tempel gebracht haben. Auf Traditionen legt selbst ein milliardenschwerer Unternehmer aus Indien großen Wert.

Pech gehabt hat dagegen das russische Unternehmen Severstal, dessen Übernahmeangebot für den luxemburgischen Konkurrenten von den Aktionären abgelehnt wurde. Arcelor muss deshalb eine Vertragsstrafe von bis zu 140 Mio. Euro zahlen. Weitere Klagen könnten folgen. Die Russen sehen sich missbraucht, die ausverhandelte Ehe von Arcelor und Severstal sei vom Management nur geschlossen worden, um das ungeliebte, feindliche Angebot des indischen Stahl-Barons in die Höhe zu treiben. Das ist Pech für beide Seiten.

Aber am meisten Pech haben die Aktionäre. Sie wurden von einem selbstherrlichen Arcelor-Management, das vom Mitaktionär Luxemburg (5,6 Prozent Anteile) zum Abwehrkampf gegen das ungeliebte Angebot aus Indien ermuntert wurde, in eine Übernahmeschlacht getrieben, die nur zusätzliche Kosten verursacht hat. Denn die Vertragsstrafe wird die Dividende unmittelbar schmälern, also zahlen die Aktionäre die Zeche.

Perfid daran ist, dass gerade das kleine Großfürstentum stets von der Offenheit für ausländische Investoren profitieren konnte. Der Versuch, den Deal mit Arcelor zu verhindern, ist alles andere als Werbung für den Finanzplatz Luxemburg. Das Mitleid der Aktionäre wird sich in Grenzen halten. Das ist doppeltes Pech. Und das größte anzunehmende Pech für ganz Europa wäre, wenn Lakshmi Mittals Vorwurf des Rassismus stehen bliebe.

Klaus Lackner

Eine Nummer zur Irreführung



Der Konsument von heute ist mit den vielen Zahlungsmöglichkeiten, die ihm geboten werden, oft überfordert. Der Grund dafür ist die persönliche Identifikationsnummer, kurz: Pin. Für große Beträge und im Ausland ist beim Bezahlen die Kreditkarte die erste Wahl. Karte und Unterschrift (und manchmal ein amtlicher Lichtbildausweis) reichen. Man kann aber mit ihr auch Bargeld beheben. Wovon wegen der hohen Gebühren aber eher abzuraten ist. Doch die Pin sollte man sich zur Sicherheit merken.

Bei Bargeld kommt eindeutig die Bankomatkarte zum Zug. Dank der Maestro-Organisation kann mittlerweile problemlos an fast jedem Geldautomaten der Welt Bargeld „herausgedrückt“ werden. Und das zu (fast) immer recht günstigen Konditionen. Man merke sich ebenfalls den Pin-Code gut. Zumeist kein Problem, da man ihn ja fast täglich verwendet. Zudem hat das Bezahlen per Handy die Parkscheinausfüllerei abgelöst. Welch ein Segen! Keine Trafik mit Mittagspause kann einem mehr das Kurzparken durch fehlende Parkscheine vermiesen. Eine SMS reicht, und schon ist die Parkgebühr beglichen. Nur ein Anruf liegt dazwischen: Ein freundlicher Call Center-Mitarbeiter verlangt die dafür nötige Pin. Was allenfalls nach einem entspannten Urlaub zum Problem werden kann.

Apropos Handy: Hier gibt es nicht nur eine Pin. Nein, auch einen Puk und einen Puk 2. Wozu? Keine Ahnung? Macht nichts. Man muss sich den Puk im Unterschied zur Pin nicht merken. Man sollte sie nur nicht verlieren. Denn falls die Pin doch einmal aus dem Gedächtnis entwischt, dann muss das Zettelchen mit den Puks zum Greifen nah sein. Sie verwenden elektronische Signatur? Noch nicht? Es macht das Leben leichter. Sie brauchen keine Tan mehr. Wieso? Sie bekommen stattdessen eine Pin! Und die hilft bestimmt weiter – solange sie im Gedächtnis bleibt.

Zizou und die Alte Dame

Die Weltöffentlichkeit liebt Zinédine Zidane. Er könnte sich selbst für seinen Kopfstoß rehabilitieren. Und der „Alten Dame“ über die Straße helfen. Ein verwegene Idee.

Thomas Jäkle

Ausgerastet. Warum? Wie kann dieser Kopfstoß einem wie Zinédine Zidane passieren, der die Fäden des Fußballs, manche sagen, auch Frankreichs, in seinen Händen hält. 110 Minuten hat er gar prächtig gespielt und sich dann durch eine Beleidigung hinreißen lassen zum finalen Kopfstoß. Milliarden von Fußball-Fans stockte zumindest der Atem. So hat man sich den Abschied des Oberballesters nicht vorgestellt. Dass ihm sein Jähzorn beachtliche zwölf Felder verweise gebracht hat, muss der Welt berichtet werden, ist aber eigentlich nur ein Wert für Statistiker. Andere Kicker bringen es in fast zwanzig Jahren Profikarriere auf ähnliche hohe Werte.

Ein Frage stelle ich mir: Warum, frage ich mich, hat sich der Schiedsrichter die beiden Herren fünf Minuten vor Spielschluss nicht an die Brust genommen, beide vielleicht vom Platz gestellt oder beide nur ermahnt? Es wäre in seinem Kompetenzbereich gestanden. Hat der Unparteiische doch die Szene selbst nicht gesehen. Das gesprochene Unwort, das genauso brutal wie der Kopfstoß schien, hat sich so durchgesetzt.

Zizou, wie ihn die Franzosen liebevoll nennen, ist dennoch einer, der mit seinem smarten Lächeln nicht nur die Herzen

der Frauen erobert oder gar der beste Schwiegersohn der Grande Nation zu sein scheint. Abseits des grünen Rasens gilt Zizou eher als zurückhaltend, manche sagen gar schüchtern.

Auf dem grünen Rasen, seinem angestammten Arbeitsplatz, war er der große Kommunikator. Bei jeder möglichen Spielunterbrechung hat er die Köpfe seines Teams um sich geschart, um zu reden, reden und um noch einmal zu reden. Manche Manager müssten eigentlich vor Neid erblassen, wie großartig er die Truppe zusammengebracht hat.

Ein Comeback

Gleichzeitig ist er auch Hoffnungsträger für alle, die in den Banlieues von Paris, Marseille, Strasbourg oder Lyon ein tristes Dasein fristen. Er ist einer von ihnen. Und das hat er nie vergessen. Frankreichs Ministerpräsident Jacques Chirac hat ihn bei der Rückkehr der Équipe Tricolore in Paris gewürdigt – als Künstler, als Genie des Weltfußballs und als einen Mann mit Herz. Mit scheuem Blick und smartem, verwegenen Lächeln hat Zizou die Ovationen entgegengenommen. Es stellt sich die Frage, wie er nun dennoch einen glatten Abgang bekommen kann? Sein Ex-Kollege Roberto Carlos von Real Madrid meint, er soll weiterspielen – sogar bis 40 oder 50. Zunächst wird

Zidane demnächst seine Sicht der Dinge klarlegen, was ihn austrastete ließ. Wird der Gentleman-Kicker vielleicht doch noch einmal die Schuhe schnüren, um sich selbst zu rehabilitieren? Gar eine gute Tat noch begehren? Mit Verträgen würde Zidane eingedeckt werden, dass er sich nicht mehr retten könnte. Und der eine oder andere Profiklub würde sich Zizou Engagement sicher richtig Geld kosten lassen – über seine aktive Karriere hinaus. Alleine mit dem Dress mit der Nummer zehn und seinem Namen könnte ein Großteil der Investitionen wieder eingespielt werden.

Nicht untypisch für Zidane wäre, würde er zum Abschluss seiner Karriere noch eine wirklich gute Tat begehren. Und damit mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen. Mit einem Comeback. Nicht irgendwo, sondern bei Juventus Turin, wo er von 1996 bis 2001 schon gespielt hat. Sein Freund Didier Deschamps, mit dem er 1998 Weltmeister wurde, ist neuer Trainer bei der „Alten Dame“, wie Juve auch genannt wird. Im Zuge des Fußballskandals droht Juve der Zwangsabstieg. Weltmeister Alessandro Del Piero hat bereits angekündigt, dass man eine „Alte Dame“ ja nicht gerade so stehen lässt und er ihr über „die Straße helfen“ wird. Eventuell auch in Begleitung von Zidane.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Killian Kada

Dossier *Echtzeit*

Gegen den Uhrzeiger

Das Digital Age bewirkt – neben vielem anderen – auch eine pulsierende, irritierende, völlig andere Art von Zeitempfinden. Denn: Unser Zeit-Management wird immer mehr von einer „Nanosekunden-Kultur“ geprägt.

Nur in völliger Abgeschiedenheit lebende Eremiten dürften dieses Phänomen noch nicht bemerkt haben: Nahezu alle unsere ökonomischen wie privaten Lebensprozesse beginnen sich neuerdings ebenso rasant wie kontinuierlich zu beschleunigen, sollen möglichst „in Echtzeit“ stattfinden, scheinen dem unfassbar schnellen Computer-Takt zunehmend folgen zu müssen. Worin nun dieser ebenso rätselhafte wie fundamentale Wandel in unserer Zeitkultur seine eigentliche Ursache hat, das analysierte der US-amerikanische Vordenker Jeremy Rifkin bereits in seinem 1987 erschienenen Buch „Time Wars“ sehr eindringlich: „Die klassische Uhr bemisst die Zeit noch immer im Verhältnis zur menschlichen Perzeption. Es ist somit durchaus möglich, eine Stunde, eine Minute, eine Sekunde, sogar eine Zehntelsekunde zu erfahren. Der Computer hingegen arbeitet in einem Zeitrahmen, in dem die Nanosekunde (eine Milliardstelsekunde) das primäre temporale Maß darstellt. Obwohl es uns durchaus möglich ist, selbst mit dieser zeitlichen Dauer manipulativ umzugehen, können wir sie jedenfalls nicht mehr mit unseren Sinnen erfahren.“

Ein abstrakter Gedankengang, den man ganz einfach veranschaulichen kann: Bereits die gewöhnliche Digitaluhr hat in unserem Alltagsbewusstsein (nahezu unmerklich) ein verändertes Zeitgefühl bewirkt. Denn: Nicht mehr der lineare Ablauf des Zeigers entlang eines segmentierten Kreises (so die abstrakte Definition einer analog-mechanischen Omega, Rolex oder Breitling) wird bei der Digitaluhr als Zeit dargestellt und betrachtet, sondern nur mehr das periodisch wechseln-

de Erscheinen von Zahlen gibt uns den „Zeitpunkt“ bekannt. Angezeigt wird bei dieser Form der Zeitmessung immer nur der aktuelle Moment. Mit der Etablierung des „digitalen Zeit-Computings“ bekommt somit auch unser Zeitempfinden eine ganz andere, neue Qualität und „Gestalt“.

Ein Gedankengang, der gar so neu wiederum auch nicht ist. Rifkin greift auf eine Argumentation zurück, die einige Jahrzehnte zuvor von dem benadeten Medien-Theoretiker Marshall McLuhan in „Understanding Media“ erstmals veröffentlicht wurde: „Zeitdauer nähert sich mittels der Elektronik immer mehr dem Punkt der Simultanität, was unser Bewusstsein von der Zeit vollständig verändert. Bei der Uhr empfinden wir, dass die Zeit ‚tickt‘. Mit dem Zeit-Takt des Computers erfahren wir nun jedoch, dass Zeit permanent pulsiert.“

Getrieben von der Echtzeit

Eine solche Veränderung zieht unweigerlich tief greifende Konsequenzen nach sich: Woher die Zeit kommt, wohin sie sich bewegt, ist in der Digital-Ära nun nicht mehr – zumindest nicht als Wegstrecke – sichtbar. Vergangenheit und Zukunft bleiben verborgen, nur die Gegenwart existiert. Eine Gegenwart, die sich jedoch von der heiter und gelassen erlebten Präsenz im Hier und Jetzt, von der die alten Weisheitslehren sprechen, grundlegend unterscheidet.

„Durch die Einführung von Nano- und Pikosekunden haben sich viele Prozesse des Lebens dermaßen beschleunigt, dass wir sie gefühlsmäßig gar nicht mehr erfassen können“, betont Rifkin. „Alles im Leben erscheint plötzlich flüchtig, kurzlebig – immer öfter fehlt uns die Zeit, neu gewonnene Erkenntnisse



Foto: Bilderbox.com Bearbeitung: economy

in größere Erklärungsmuster einzubetten und zu verankern.“ Der „Time Wars“-Autor warnt vor den Konsequenzen: „Wenn uns keine Zeit mehr bleibt, Erfahrungen zu reflektieren und mit anderen Erfahrungen zu verknüpfen, werden wir auch das Gefühl der Verantwortung unseren Mitmenschen und unserer Umwelt gegenüber verlieren. Der Drang, in jeder Situation möglichst effizient zu handeln, wird unser Leben völlig beherrschen.“

Für Rifkin ist die Geschichte der letzten Jahrhunderte denn auch der schlagende Beweis dafür, wie sehr die Einführung von spezifischen Zeit-Technologien zugleich auch profunde Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft bewirken: Unsere vor-digitale Zeitorganisation, welche bis vor Kurzem noch vorherrschte, geht auf die mittelalterlichen Mönche und das Aufkommen der mechanischen Uhren zurück. Diese technische Neuerung einer

exakten Zeitmessung und die Medienrevolution durch den Gutenberg'schen Buchdruck läuteten ganz entscheidend die bürgerlich-kapitalistische Neuzeit ein – eben das Zeitalter der durchgeplanten Lebens- und Arbeitskultur der industriellen Revolution. Und am Beginn des 20. Jahrhunderts läutete der Arbeitswissenschaftler Frederick Winslow Taylor die brutal-exakte Zeitmessung ein.

Fortsetzung auf Seite 18

Dossier – Echtzeit

Fortsetzung von Seite 17

Bei dieser „wissenschaftlichen Betriebsführung“, wie Taylor seine Methode nannte, wurde jeder Handgriff mit der Stoppuhr gemessen und überprüft, wie lange man im Optimalfall für dessen Ausführung benötigt. Daraus wurden von Taylor dann präzise Standardzeiten für jeden einzelnen Abschnitt im Fertigungsprozess ermittelt. Jeder Arbeitsablauf konnte systematisch optimiert und kontrolliert werden. Der Taylorismus erlebte denn auch binnen weniger Jahrzehnte einen wahren Triumphzug: erst durch die Fabriken, dann durch die Büros.

Mittlerweile, meint Rifkin, hat dieser Drang, sich in jeder Situation möglichst zeiteffizient zu verhalten, nahezu alle Bereiche unseres Lebens erfasst. Und er steht mit dieser Auffassung nicht allein. Auch der kürz-

lich verstorbene Peter Drucker, einer der in Sachen Produktivität maßgeblichen US-Business-Theoretiker, forderte immer wieder ein, dass Effizienz – also das schnelle Abarbeiten von Aufgaben – nur dann von Wert sei, wenn auch die Effektivität – also die sinnvolle Wirksamkeit unserer Tätigkeiten – unzweifelhaft ist. Ein Top-Manager, der in aller Ruhe und mit Bedacht eine wirksame Geschäftsidee, egal ob Produkte oder Services, entwickelt und Schritt für Schritt auf dem Markt lanciert, handle allemal klüger als einer, der unter enormem Zeitdruck eine für das Unternehmen mittelfristig unfruchtbare oder gar langfristig falsche Aktivität forciert, wurde der Management-Guru zeitlebens nicht müde, zu betonen.

Eine Frage sollte jedoch noch genauer betrachtet werden: Warum eigentlich suggeriert gerade die besagte Nanosekunden-Kultur ein dermaßen

„anderes“ Zeitempfinden? Das Geheimnis erschließt sich auf simple Weise, wenn man die Arbeitsweise und das spezifische Zeitverhalten eines Computers analysiert. Der Zeit-Takt etwa eines PC macht gegenüber einer Digitaluhr noch einen essenziellen Schritt weiter. Hier wird nämlich das vorgestellte „fließende“ Zeitkontinuum quasi in viele kleine Scheibchen zerhackt. In Zeit-Portionen, mit denen der PC ganz systematisch umgehen kann: Hat etwa ein digitaler Prozessor inmitten des Ablaufes eines Programms wieder einmal gerade nichts zu tun, unterbricht er seine aktuelle Beschäftigung und schiebt einige Millisekunden lang einen ganz anderen Job ein, arbeitet diesen ab. Kurz: Er unterbricht mit all der Seelenruhe, die ein Silizium-Wesen nur haben kann, den einen Arbeitsvorgang, um einmal schnell eine dringende andere Aufgabe zu erledigen. Dazwischen sieht er immer wie-

der kurz nach, ob es beim ursprünglichen Job wieder etwas zu tun gibt. Die abstrakten Fachtermini dafür sind uns geläufig: Der Computer ist dezidiert für ein solches „Multitasking“ und „Multiprocessing“ innerhalb einer merkwürdig fragmentierten Digital-Zeit gebaut. Wir Menschen jedoch (noch) nicht.

Fragwürdiges Vorbild

Wir naiven PC-User merken von diesem Vorgang des nahezu lichtschnell funktionierenden Time Sharings meist gar nichts. Allein am bisweilen beängstigenden, weil atemberaubenden Tempo der Maschine, der so genannten „Echtzeit“ (oder: Real Time), spüren wir, dass hier ein „etwas anderes“ Zeitprinzip und -Management wirksam ist. Und wir fühlen uns von einer solch ultraeffizienten Nutzung der Zeit prompt bedrängt und getrieben. Unbewusst beginnen wir daraufhin, genau das Falsche zu tun: Anstatt zu genießen, dass wir einen überaus fleißigen digitalen Helfer zur Verfügung haben, lassen wir uns emotional in die Sache hineinziehen, nehmen dieses gezielte und sequenzielle Zerhacken der Zeit als vorbildhaftes Modell für unser eigenes Verhalten. Kurz: Wir lassen uns von der Arbeitsweise dieser digitalen „Zeit-Maschine“ ähnlich stark nötigen, wie uns das unbarmherzige Vorrücken des Minutenzeigers der analogen Uhr in Stress versetzen kann.

Aber warum denn eigentlich? So flott dieses seltsame Silizium-Wesen auch zu arbeiten in der Lage ist, so geduldig ist es in Wahrheit gleichzeitig. Der hochschnelle Computer wartet, wenn nötig, auch tagelang gelassen vor sich hin summend auf unsere nächsten Befehle. Logisches Fazit: Den Stress dabei machen wir uns selber. Oder aber der Chef. Und gewiss nicht die temporeiche Maschine, nicht ihre Fähigkeit zur effizienten Zeiterlegung und zur ineinander raffiniert verschachtelten Abarbeitung der Aufgaben. Als Beweis für die These, dass unser „Digital Age“ sowohl bewusste Gelassenheit als auch

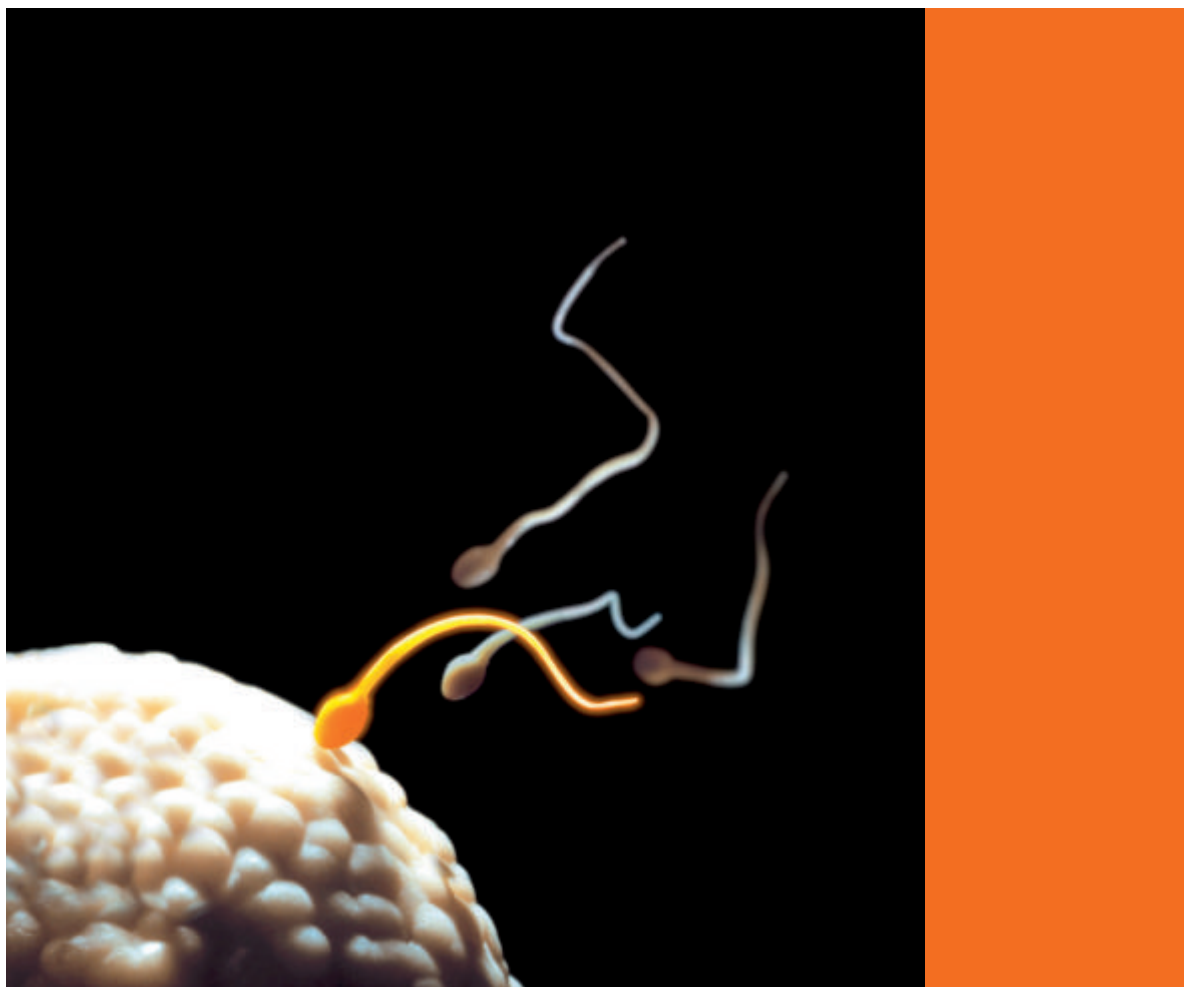
ein spezifisch anderes Zeitgefühl erfordert, könnten durchaus jene Media-Kids, die bereits von klein auf mit Internet und Playstation vertraut sind, gelten: Sie klinken sich in das Tempo der Maschinen viel müheloser und unbelasteter ein als die Erwachsenen. Ja, sie verstehen anscheinend bereits ansatzweise, sich diesem elektronisch beschleunigten Puls sogar in neuropsychologischer Hinsicht anzupassen, fand die Bostoner Medien-Forscherin Sherry Turkle in ausgedehnten Studien heraus: „Sehr gute Spieler sind durchaus in der Lage, sich mit ihrem subjektiven Zeitempfinden an den Rhythmus der Maschine anzukoppeln. Und höchst erfolgreich zu sein, indem sie vollständig in der ultraschnellen Zeit-Welt des Video-Games aufgehen.“

Unbestimmte Zukunft

Wie dem auch sei: Jene zahlreichen Institute, die sich der Technologiefolgen-Abschätzung professionell verschrieben haben, sind jedenfalls nicht zu beneiden. Denn: Die Auffassungen davon, wie sehr wir uns an digitale Echtzeit noch gewöhnen können, wollen oder müssen, differieren sehr stark. Das Spektrum reicht von der (romantisch anmutenden) Vision des Medientheoretikers Vilém Flusser, der meint: „Alles ist hier und jetzt, und ich kann hier und jetzt alles verändern. Und alle anderen sind hier und jetzt bei mir. Mein Universum ist ein raum- und zeitloser, konkreter Punkt des schöpferischen Mitseins mit allen anderen“, bis hin zur Skepsis eines Jeremy Rifkin: „Die Ironie der Technologie-Revolution ist, dass sie direkt mit dem Nervensystem des ganzen Planeten verbunden ist. Wir verdichten Zeit und Raum immer mehr. Wir leben in einer komplexen Welt, die uns eben nicht nur unabhängig, sondern auch verletzbar macht.“

Wer letztlich Recht behält, das lässt sich „Real Time“ sicher nicht klären. Es wird sich mit der Zeit erweisen.

Jakob Steuerer



Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologien – Produkte

Message Delivered ...

... denn wir sind die Ersten, die Sie treffsicher mit Original-Informationen versorgen – per Mailabo zum Nulltarif.

www.ots.at

Die multimediale Plattform für Presseinformationen.

APA OTS

Ein Unternehmen der APA-Gruppe



Privat- und Berufsleben scheinen dem unfassbar schnellen Computer-Takt zunehmend folgen zu müssen. Foto: Bilderbox.com

Dossier – Echtzeit

Staubwischen im Info-Chaos

Social Bookmarking gilt als Antwort auf das Einbahndenken von Suchmaschinen und den Überfluss an Informationen. Doch die Stärken des Systems sind gleichzeitig seine Schwächen.

Echtzeit kann einem schon auf die Nerven gehen. So hat beispielsweise Digglicious.com auf seiner Einstiegsseite einen Pause-Knopf angebracht, um den dank ständiger Bewertung zuckenden Bookmarks ein wenig Ruhe zu gönnen. Auf diese Weise lässt sich in Ruhe lesen, was eine Minute zuvor noch aktuell war.

Und während die Datenmengen im Netz weiterhin wenig Verständnis für das beschränkte Auffassungsvolumen ihrer Nutzer zeigen, etablieren sich neue Strategien zur Navigation durch den Informationsdschungel: Websites, die sammeln, was andere für interessant halten – Social Bookmarking. Digg.com, eine Seite, die sich IT-News verschrieben hat, gilt aktuell als hochkarätiges Beispiel des Trends. 360.000 registrierte Mitglieder zählte die Site zuletzt, ein Wert, der sich monatlich verdoppelt. 2004 vom Tech-TV-Mitarbeiter Kevin Rose gegründet, sollte das Portal auch so genannten „Seite zwei“-Geschichten eine Chance auf den Platz auf dem Cover eröffnen. Heute spüren Digg.com-Benutzer täglich bis zu 3.000 Story-Links auf.

Leser bewerten Qualität

Das Prinzip dahinter ist ebenso einfach wie effektiv: Die Geschichten werden in einer Warteschleife abgestellt, wo sie andere User lesen und bewerten. News, die innerhalb von zwölf Stunden eine ausreichende Zahl so genannter „Diggs“ schaffen, kommen auf die Einstiegsseite. Und dort gehört ihnen die Aufmerksamkeit von täglich mehr als einer Mio. Leser – vom Geek bis zum Business-Entscheider. Der Erfolg von Digg.com fußt indes auf dem satten Pool an Geschichten-zulieferern. Ursprünglich war es jedoch die niedrige Einstiegschwelle und die Aussicht, „ersurft“ Nachrichten mit Titelseitenruhm abgegolten zu bekommen, die der heute unter den Top Tausend gerankten Site zum Durchbruch verhalf. Mit der Forderung, möglichst auf die ursprüngliche Quelle einer Story zu verweisen, stachelte Digg zudem den Ehrgeiz tech-

nikaffiner Benutzer an: Regulativ und treibende Kraft waren geschaffen. Eine andere Form von Social Bookmarking findet sich auf <http://del.icio.us>, wo Benutzer persönliche Sammlungen von Internet-Lesezeichen anlegen und diese mithilfe von Stichworten – Tags – klassifizieren. Da die Sammlungen öffentlich sind, finden User und Link-Sammlungen zueinander. Allein im letzten Jahr wuchs Delicious von 30.000 auf 300.000 User an. „Tagging ist überaus populär und dabei, abzuheben. Immerhin ist es eine neue Methode, um Informationen im Internet zu kategorisieren und zu organisieren“, ist Delicious-Gründer Joshua Schachter überzeugt.

Auch Peter Baumgartner, Leiter des Departments für Interaktive Medien und Bildungstechnologien an der Donau-Universität Krems, ortet eine entscheidende Entwicklung: „Das alte Internet hat die Inhalte über Hyperlinks miteinander verknüpft. Jetzt ist es möglich, Personen miteinander zu verknüpfen.“

Die Klassifizierungen kommen von Menschen, die im Gegensatz zu Suchmaschinen-Algorithmen die Bedeutung der Texte verstehen und in der Lage sind, diese zu bewerten. Auch basiert das Ranking auf der Aussagekraft von Artikeln und nicht der Menge an Verweisen, die darauf zeigen. Social Bookmarking-Systeme können daher stark verlinkte, jedoch kaum verwendete Artikel von weniger referenzierten, aber qualitativ höherwertigen unterscheiden. „Social Software ist keine Eintagsfliege, sondern im Gegenteil einer der wesentlichsten aktuellen Trends“, so Baumgartner.

Wider die Suchmaschinen

Internet-Riesen wie Yahoo haben dies längst erkannt und kaufen die Portale zu nicht genannten Preisen ein. So ist Delicious seit Ende letzten Jahres Teil des Yahoo-Imperiums, zuvor schnappte sich der Suchmaschinenbetreiber bereits den Foto-Service Flickr, dessen User ihre Bilder ebenfalls mittels Tagging verwalten. Für manche Experten ist die so genannte Folksonomy, ein weiterer Begriff für das

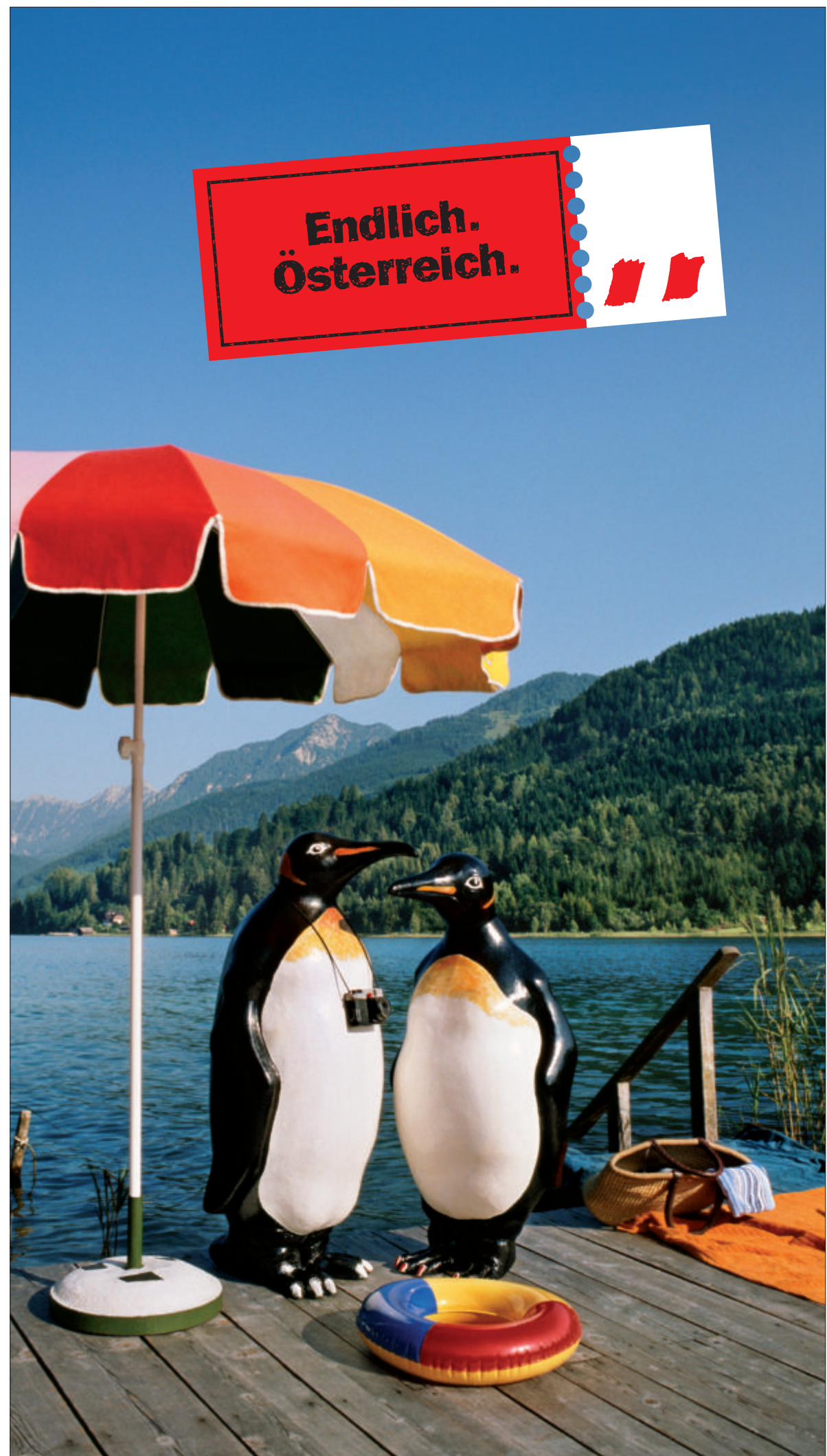
Ablegen von Content nach frei gewählten Stichworten, eine Absage an klassische Suchmaschinen zugunsten einer Community-getriebenen Variante.

Doch auch diese ist nicht frei von Fehlern: „Folksonomys sind lockerer, aber auch chaotischer, sie wachsen und müssen dauernd

bearbeitet und wieder umgruppiert werden“, erklärt Baumgartner. Und während Kritiker orakeln, wie lange es noch dauern wird, bis dem Tagging seine fehlende Systematik auf den Kopf fällt, steht gleichzeitig außer Zweifel, dass genau die fehlende Perfektion für den Erfolg

des Systems verantwortlich ist. Es mögen Geradlinigkeit und Transparenz fehlen, weil aber niemand tieferes Wissen zur Klassifizierung braucht, sind alle ganz begeistert bei der Sache und bahnen sich ihren Weg durchs Informationsdickicht.

Alexandra Riegler



Und wann sagen Sie „Endlich Österreich“? Weitere Infos unter **0810 10 18 18** und **www.austria.info**

Dossier – Echtzeit

Der Traum vom Real Time-Pink Cadillac

Sind Echtzeit-Unternehmen mit Just in Time-Produktion und verzögerungsfreier Logistik wirklich die Zukunft?

Nehmen wir an, Sie gehen zum Autohändler und wollen sich (endlich!) Ihren Traum erfüllen und einen Cadillac kaufen. Allerdings: Rosarot muss er sein, mit lilafarbenen Ledersitzen. Und: Sie wollen ihn binnen drei Wochen. (Also rechtzeitig, bevor die Vernunft Sie wieder in Geiselnhaft genommen hat.) Was, meinen Sie, wird geschehen? Richtig: Der ansonsten gut sortierte Händler hat

partout kein Exemplar dieser speziellen Machart lagernd. Und er wird Ihnen versichern, er könne Ihnen den Cadillac wohl liefern – jedoch frühestens in drei Monaten. Auf Ihre energische Frage nach dem „Warum“ wird er Ihnen antworten: „Wir müssen ihn doch schließlich erst herstellen!“

Sie bohren weiter: „Gerade heute werden doch ganz sicher einige Cadillacs produziert. Warum denn nicht gleich ein

rosafarbener?“ Er antwortet: „Wir haben nicht gewusst, dass Sie einen solchen haben wollen.“ Daraufhin spielen Sie Ihr Killerargument aus: „Hiermit habe ich es Ihnen gesagt, nun wissen Sie es!“ Der unter Druck gesetzte Händler daraufhin: „Wir haben in der Fabrik vermutlich keine rosa Farbe lagernd. Und bis die definitive Bestellung bei der Produktionszentrale ist und danach Ihr Wunsch unserem Partner, der Farbfirma, über-

mittelt wurde und diese den Sonderlack an uns geschickt hat, vergehen locker zwei bis drei Wochen!“ Mit dieser Antwort zufrieden, wechseln sie nun zu den Ledersitzen. Der Verkäufer beginnt allmählich seine Contenance zu verlieren.

Das beschriebene Szenario stammt von Apple-Mitbegründer Steve Jobs, der diese Vision bereits vor einem Jahrzehnt der Industrie mit den Worten empfahl: „Wenn Sie den konkreten Ablauf

zurückverfolgen, werden Sie zwangsläufig entdecken, dass das Problem nicht nur darin besteht, wie lange es braucht, das Auto rein materiell herzustellen. Sondern vor allem auch, wie lange die jeweiligen Informationen benötigen, durch das System zu fließen. Elektronen hingegen bewegen sich in Echtzeit.“

Die Argumentation von Steve Jobs ist aus zwei Gründen bemerkenswert: Zum einen sah er sehr klar die Option voraus, durch computervermittelte Kommunikation ganz wesentlich beschleunigte Produktionsabläufe (Just in Time-Produktion) zu erzielen. Zum anderen begann sich seither auch der Charakter der Produktion in vielen Branchen prompt zu verändern. Und zwar von einer gleichförmigen industriellen Massenfertigung hin zu individualisierten, das heißt für die Bedürfnisse des Kunden maßgeschneiderten Lösungen und Produkten (Customerization).

Zu schnell für diese Welt

Konkret: Der Cadillac-Händler 2006 ist mit der Zentrale vernetzt, diese wiederum mit ihren Zulieferern. Und alle Beteiligten verfügen über ein homogenes Software-System, welches alle Daten automatisch an die richtigen Adressaten weitergibt. Ihr Sonderwunsch ist also binnen weniger Sekunden bei allen an der Herstellung beteiligten Partnern in Evidenz. Im Idealfall werden alle nötigen Sonder Teile an den Ort der endgültigen Assemblierung Ihres „Pink Cadillacs“ unverzüglich in Bewegung gesetzt. Dort angelangt, können sie zeitlich optimal in den aktuellen Produktionsablauf integriert werden. Und durch die tendenzielle Verkürzung der Transportzeit, der nötigen Produktiv-Informationen und Kenndaten gegen null setzt sich Ihre Wartezeit nur mehr aus der unabdingbaren Herstellungszeit und den echten, den physischen Transportzeiträumen der Einzelteile und des Endprodukts zusammen.

Aus der Traum: Letzteres bedeutet nämlich, dass jedwede „Echtzeit-Produktion“ zumindest bei handfesten Gütern eine Utopie bleiben wird, wie der US-Zeit-Experte Jeremy Rifkin in einem Interview spöttisch anmerkte: „Die neuen Technologien wie das Internet erlauben es den Menschen zwar, ihr Leben in Lichtgeschwindigkeit zu organisieren. Der traditionelle Kapitalismus des Marktplatzes wurde jedoch nicht für eine so schnelle Gesellschaft konzipiert. Und so bleibt das Kaufen und Verkaufen von non-digitalen Waren wohl auch in Zukunft eine träge Sache.“

Jakob Steuerer

economy

Wochenzeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

Wissenschaft.

www.economy.at

Leben

Honorardebatte: Ex-Minister Böhmendorfer verdient besser als die Top-Consultants

Beratung für einen ganz Großen

Die Bundesbahnen nehmen es mit der neutralen Außensicht nicht ganz so genau.

Rita Michlits

Die Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB) lassen sich die Sicht von außen viel Geld kosten. Von 2002 bis 2004, sprich: in drei Jahren, hat der Verkehrsbetrieb laut Rechnungshof vom Februar 2006 stolze 56,18 Mio. Euro verbrennen. Besonders hoch waren die externen Beraterleistungen im Jahr 2003. 364 Unternehmen verdienten insgesamt 21,81 Mio. Euro. Ein sattes Drittel des Betrages ging an eine einzige Beraterfirma, weitere 42 Prozent an 20 Auftragnehmer. Auf Anfrage von *economy*, wer diese Gagen kassiert habe, hielt sich eine Sprecherin des Rechnungshofes bedeckt.

„Noch im Jahr 2005 haben wir die Aufwendungen für betriebswirtschaftliche Beraterleistungen um über 60 Prozent gegenüber 2003 reduziert – von rund elf Millionen auf 4,3 Millionen Euro“, bemüht sich ÖBB-Chef Martin Huber um Lorbeeren für seine eigene Amtsperiode, die im September 2004 begann. Für 2006 plant der Vorstandsvorsitzende eine weitere Absenkung dieses Postens.

Die Vergabe der Aufträge konzentriert sich scheinbar erneut auf einige wenige Auserwählte. So erhielt eine Tochtergesellschaft des renommierten Malik Management Zentrums St. Gallen einen ÖBB-Auftrag in der Höhe von einer Mio., sprich: ein Viertel des Vorjahresbudgets für Beratung ging an ein Unternehmen von Fredmund Malik, pikanterweise Aufsichtsratschef der ÖBB Personenverkehr AG. Wie diese Koppelung mit dem Grundsatz einer objektiven Außensicht vereinbar sei, die von Management-Beratern erwartet werde, wollte Malik gegenüber *economy* nicht kommentieren.

Teurer Ex-Justizminister

Auch zu den Tagsätzen des Malik Management Zentrums wollte der Inhaber und Autor mehrerer Bestseller (darunter „Die Neue Corporate Governance. Richtiges Top-Management – Wirksame Unternehmensaufsicht“) nichts sagen. Ex-Justizminister Dieter Böhmendorfer, ebenfalls Aufsichtsrat und gleichzeitig Berater, gibt sich besonders bescheiden. Er verrechnet mit 250 Euro den geringsten Stundensatz, den ein Rechtsanwalt haben könne, und mache dies nur den ÖBB zulie-



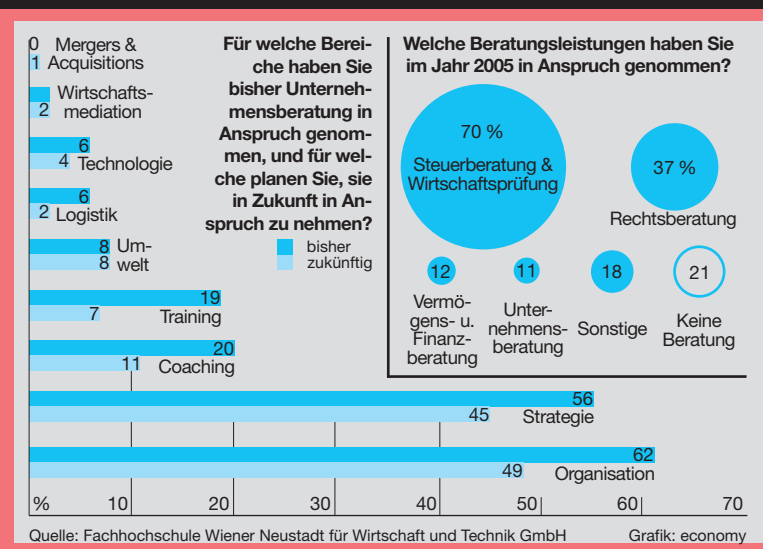
ÖBB-Chef Martin Huber gibt sich sparsam: Im Vorjahr wurden die Ausgaben für die Beratertruppe auf 4,3 Mio. Euro reduziert. Im Jahr 2003 waren es noch stattliche 22 Mio. Euro. Foto: ÖBB

be, berichteten die *Salzburger Nachrichten*. Würde man den kolportierten Stundensatz auf den bei Management-Beratern üblichen Acht-Stunden-Tagssatz umrechnen, liegt der ehemalige FPÖ-Minister immer noch deutlich über den Top-Beraterhonoraren von 1.500 Euro. Laut einer österreichweit durchgeführten Studie der Fachhochschule Wiener Neustadt verrechneten die Consultants im Vorjahr zwischen 670 Euro (Wirtschaftstreuhänder) und 1.040 Euro (Unternehmensberater).

Letztere erwirtschafteten 2005 mit 81.000 Euro pro Vollzeit beschäftigten Mitarbeiter die höchsten Umsätze. Und sie sind am teuersten: Das Honorar für einen Partner eines Management-Beratungsunternehmens schlägt mit einem Tagsatz von 1.200 Euro zu Buche, ein Senior Consultant nimmt 1.110 Euro, ein einfacher Analyst im Schnitt 700 Euro. IT-Berater konnten laut der Beratermarktstudie ihre Tagsätze im Vergleich zur ersten Untersuchung im Jahr 2003 am stärksten erhöhen: Ihr durchschnittlicher Satz kletterte von 660 auf 860 Euro.

Steuer- und Wirtschaftsberater wurden 2005 am meisten nachgefragt: 70 Prozent der Unternehmen nahmen Leistungen in diesem Umfeld in Anspruch. Laut Kammer der Wirtschaftstreuhänder erwirtschafteten

Beratermarkt in Österreich



ihre Mitglieder im Vorjahr 1,57 Mrd. Euro. Mit einem Plus von 1,3 Prozent das niedrigste Wachstum seit 1990. Rechtsberatung, wie sie zum Beispiel Dieter Böhmendorfer für ÖBB-Immobilienprojekte so günstig zur Verfügung stellt, haben 37 Prozent der befragten Unternehmen eingeholt. Diese Art der Beratungsleistung wird somit am zweithäufigsten gebraucht.

Nicht für jedermann

Nur elf Prozent der Betriebe haben Unternehmensberater engagiert. 24 Prozent der Auftraggeber planen, diesen Posten in Zukunft zu reduzieren,

acht Prozent wollen mehr Geld investieren als 2005, 68 Prozent bei den bisherigen Ausgaben bleiben. Die Haupttätigkeit der Management Consultants wird, wie schon im Vorjahr, die Organisations- und Strategieberatung sein.

650 Euro und 9.000 Euro pro Jahr sind die Unternehmen bereit, pro Tag für einen Berater auszugeben. Dieter Böhmendorfer wird es für den einfachen Wirtschaftstreuhänder wohl nicht werden. Und ein Top-Management-Berater wie Fredmund Malik dürfte sich auch schwer ausgehen.

www.fhwn.ac.at/beratungsmarkt

Karriere

economy fragt: Wann braucht ein Unternehmen externe Berater?

● **Josef Forer**, verantwortlich für das Benq Mobile-Geschäft in Europa, dem Nahen Osten und Afrika, weiß, dass sich „Unternehmen durch Know-how von außen auf ihr Kerngeschäft konzentrieren können – auf jene Entscheidungen und Projekte, die ihr Geschäft maßgeblich beeinflussen“.



Gerhard Perschy, er ist für die Vertriebsstrategie in dieser Region zuständig, sagt: „Durch externes Fachwissen ergeben sich mitunter kreative Ideen, die den eigenen Blick auf neue Vertriebsansätze oder branchenverbindende Interessen werfen.“ Perschy mahnt jedoch ein, neue Vorschläge auf ihre Umsetzbarkeit zu prüfen: „Ungenau bewertete Prozesse sind später nur schwer zu korrigieren.“ Fotos: Benq Mobile



● **Petra Fell** leitet seit Juli die Abteilung Marketing Communications bei One. In ihrem Bereich würden externe Berater eine sehr wichtige Rolle spielen, so die Werbefachfrau. Fell: „Einerseits geht es darum, Expertise an Bord zu holen, die im eigenen Haus nicht vorhanden ist. Andererseits braucht man immer wieder auch den Blick von außen, eine neutrale Meinung, um andere Perspektiven zu bekommen und dadurch eine objektivere Herangehensweise zu gewährleisten.“ Foto: One/Spila



● Für den neuen A-Trust-Geschäftsführer **Michael Butz** ist „konzentriertes Fachwissen von außen bei Projekten, in denen es rechtliche Anforderungen zu adaptieren und Einsparungspotenziale aufzuzeigen gilt, wichtig“. Bei der Auswahl der Berater sei auf Integrität und Know-how zu achten, rät der Chef des Zertifizierungsanbieters für die digitale Signatur. *rem* Foto: A-Trust



Notiz Block



Sicheres Internet im Kinderzimmer

„Schauen wir ins Internet.“ Dieser Satz kommt heute schon von den ganz Kleinen. Laut Eurobarometer-Studie surft bereits ein Zehntel der Vorschulkinder im Internet. Bei den Sechs- bis Siebenjährigen sind es mehr als ein Drittel. Nachholbedarf gibt es beim Thema Sicherheit: Über 40 Prozent der befragten Eltern gaben an, für ihre Kinder überhaupt keine Regeln bei der Internet-Nutzung aufzustellen. Für den Telekom Austria-Manager Helmut Leopold ist „ein verantwortungsvoller Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien von Anfang an wichtig“. Das Unternehmen unterstützt eine Initiative des Familienverbands. Die Elternbroschüre „Kein Stress mit Web und SMS“ steht auf www.saferinternet.at zum Download bereit.

Minus 6,3 Millionen für Grasser

Die Arbeiterkammer (AK) Niederösterreich hat ihre dritte Steuerrückholaktion durchgeführt. Durch das Angebot, bei der Arbeitnehmerveranlagung unter die Arme zu greifen, sei es „vielen Menschen erst bewusst

geworden, dass sie Geld vom Finanzamt zurückbekommen können“, sagt AK-Präsident Josef Staudinger. Insgesamt brachten die 21.250 Steuererklärungen, die zwischen Februar und Juni 2006 von Experten in den Bezirksstellen erstellt wurden, eine Steuergutschrift in der Höhe von 6,3 Mio. Euro. 115.000 Niederösterreicher haben laut AK telefonisch, persönlich oder via Internet auf die Aktion reagiert. Ein Großteil der Mitglieder nutzte den Service „Finanz Online“ (www.finanzonline.at), um die Veranlagung einfach und unbürokratisch via Internet durchzuführen. Die Arbeitnehmerveranlagung kann rückwirkend für fünf Jahre durchgeführt werden.

Zukunftschancen durch Therapie

Armut macht krank und grenzt aus. Bei Kindern kann sie sogar massive seelische Störungen hervorrufen. Das Projekt „Pfizerkids – Hoffnung für morgen, dem Leben wieder Zukunft geben“ ermöglicht Psychotherapie für Kinder und Jugendliche, die von Wohnungslosigkeit bedroht oder betroffen sind. Laut Caritas-Direktor Michael Landau ist „jede vierte Person, die unter der Armutsgrenze lebt, minderjährig“. Drei Psychotherapeutinnen aus dem Familienzentrum der Caritas Wien arbeiten mit den Acht- bis 16-Jährigen. Bis zu 20 Kids sind laufend in Einzelbetreuung, parallel dazu wird eine Psychotherapiegruppe angeboten. Die Caritas-Einrichtungen überweisen zur Psychotherapie. *rem*

Anja Förster: „Innovatoren zeichnen sich durch eine unglaubliche Neugierde und die Hartnäckigkeit aus, ihr gesamtes Tun ununterbrochen zu hinterfragen“, weiß die professionelle Querdenkerin.

Nachbohren aus Prinzip

Rita Michlits

economy: Frau Förster, wann holen sich Unternehmen Management-Berater ins Haus, die sich wie Sie und Ihr Mann dem Thema „Business Querdenken“ verschrieben haben?

Förster: Wenn es eng wird und das Leben schwierig, wenn aufgrund der Vergleichbarkeit der Produkte und Dienstleistungen, die ein Unternehmen anbietet, nur mehr der niedrigste Preis entscheidet. Der zunehmende Wettbewerb mit Osteuropa und die gesättigten Märkte sind weitere Hauptgründe.

Was unterscheidet Sie von anderen Unternehmensberatern?

Im Unterschied zu einem klassischen Beratungsunternehmen wie Accenture, für das ich als Managerin tätig war, besteht unser Job darin, das Feuer für innovatives Denken zu entfachen. Wir geben die Initialzündung, dann müssen die Unternehmen selbst an die Umsetzung der Ideen gehen. Nach einem Kick-off von einem bis zwei Tagen kommen wir – wie gute Freunde – nach etwa zwei bis vier Monaten wieder, um mit den Führungskräften zu bespre-

Steckbrief



Die 40-jährige Betriebswirtin Anja Förster betreibt mit ihrem Mann, Peter Kreuz, das Labor für Business Querdenken in Heidelberg. Ihre Methode ist im Bestseller „Different Thinking!“ nachzulesen. Foto: Förster & Kreuz

chen, wie sie vorankommen. Wir sind also weniger Management-Berater, die die Umsetzung begleiten, als Executive Coaches, deren Wert darin besteht, einen kritischen und analytischen Außenblick einzubringen.

Wie können Unternehmen sich Frust mit einem Berater von vornherein ersparen?

Indem sie klare Aufgabengebiete definieren, für die sie

sich Unterstützung holen. Die elementare Frage „Wer bin ich, und wo will ich hin?“ muss sich ein Vorstand oder Geschäftsführer selbst beantworten. Die kritische Außensicht können gute Kunden, Partner, Lieferanten oder jeder externe Querkopf, der einen Tag lang den Finger in die wunden Punkte legt, bringen. In die Rolle der Bohrenden in den offenen Flanken steige ich jederzeit gerne ein.

Woran müssen Unternehmen vorrangig arbeiten?

Sie müssen sich fragen, was sie einzigartig macht. Ikea oder Dell haben sehr spezifische Antworten auf diese Fragen gefunden. Und sie müssen nachhaltigen Wert für Kunden schaffen. Es geht darum, durch unkonventionelle Denke zu anderen Antworten zu gelangen als der Wettbewerb.

Wie viel muss ein Unternehmen für diese – vielleicht unangenehme – Selbstreflexion auf den Tisch blättern?

Wir liegen weit, weit, weit über den österreichischen Tagssätzen der Unternehmensberater (siehe auch Seite 21).

www.beratungsletter.com

Mit Informationstechnik zu Wachstum und mehr Jobs

30 Milliarden Umsatz und 200.000 Beschäftigte in Österreich.

Christian Rupp

In Österreich erwirtschaften der Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT)-Sektor und sein Geschäftsumfeld zirka 30 Mrd. Euro oder 12,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP), so die Schätzungen von Wirtschaftskammer und der Arge Breitband. Damit wäre IKT der viertgrößte Wirtschaftszweig. Auf reine IKT entfielen 12,5 Mrd. Euro. Dies entspricht etwa der Größe des Tourismus. Auf den Arbeitsmarkt bezogen sind dies je nach Definition von IKT zwischen sechs und 14 Prozent der arbeitenden Bevölkerung.

Obwohl der IKT-Sektor in Europa weniger zur Produktivitätssteigerung beiträgt als vor zehn Jahren, verzeichnet die Branche weiterhin überdurchschnittliche Wachstumsraten. Auf diesen innovationsfreudigen Wirtschaftszweig entfielen 25 Prozent der gesamten EU-Forschung oder 5,6 Prozent des BIP im Zeitraum 2000 bis

2003. Zwischen 2000 und 2004 waren mindestens 45 Prozent der in der EU erreichten Produktivitätssteigerungen auf IKT zurückzuführen.

Nur nicht ausruhen

Grund genug für EU-Kommissarin Viviane Reding, die führenden EU-Politiker aufzurufen, sich dringend ihrer nationalen Reformpläne anzunehmen und vor dem grenzübergreifenden Wettbewerb im Telekommunikationssektor nicht länger zurückzuschrecken. „Europa hat auf dem Weg in die digitale Wirtschaft zwar einige Fortschritte gemacht, das ist aber bei Weitem noch nicht ausreichend. Nur mithilfe größerer Forschungsinvestitionen und eines wirksamen grenzüberschreitenden Wettbewerbs wird es uns gelingen, das gewaltige Potenzial der IKT nutzbar zu machen und unsere Wettbewerbsposition in allen Wirtschaftszweigen zu verbessern“, ist die zuständige Kommissarin überzeugt.

In Österreich ist für Staatssekretär Franz Morak der Bereich IKT ein Schlüsselfaktor für die Wettbewerbsfähigkeit Österreichs. Eine eigene „Taskforce IKT“ wird nun eingerichtet, um zielgerichtet Prioritäten in der IKT-Politik zu setzen. „Der Europameistertitel im E-Government bestärkt uns, weiterhin zielgerichtet daran zu arbeiten, im zukunftsweisenden Feld der Informationsgesellschaft die Themenführerschaft in Europa zu übernehmen“, so Morak.

Zeitgleich wurde Ende Juni die Broschüre „I-2010 Österreich“ vorgestellt. Darin werden die allgemeine Zielsetzung und die wichtigsten Umsetzungsmaßnahmen der I-2010-Initiative in Österreich in den Bereichen Wirtschaft, Forschung und Entwicklung, Bildung, öffentliche Verwaltung und Gesundheit dargestellt.

Der Autor ist Sprecher der Plattform Digitales Österreich im Bundeskanzleramt.

www.ec.europa.eu
www.wko.at

Schnappschuss

Viva Italia



Salute statt prost! Das packende Fußball-WM-Halbfinale Deutschland gegen Italien machte die Manager von SAP Österreich, die auf die Hohe Warte in Wien zum Public Viewing luden, durstig. Bei Wolfgang Schuckert (Mi.), Chef der Dependence des deutschen Software-Hauses SAP, sowie seinen Kollegen Harald Epner (li.) und Andreas Muther (re.) schlugen zwei Herzen in der Brust. „Wirtschaftlich gesehen, wäre ein Sieg der Deutschen ganz gut“, sagte Schuckert noch zum Anpfiff. Wie 98 Prozent der Österreicher fanden die SAP-ler den 2:0-Sieg der Squadra Azzurra aber schwer o.k. *jake* Foto: Fotlin

Leben

Reaktionen

Sommerfrische

Vielen Dank für den regelrecht epochalen Tipp in Christine Wahlmüllers Kommentar „Von der Ferne zur Sommerfrische“ (*economy* 13/2006, Seite 16), meine Urlaubsreise an einem Wochentag zu beginnen – und nicht wie alle anderen an einem Samstag. Auch, dass der gute alte Schulatlas für die Reiseauswahl genügt, ist eine überaus wertvolle Empfehlung. Beides, und die ganze Banalität des Kommentars, passt mir einfach nicht in eine ernst zu nehmende Zeitung.

Lukas Kabel, Graz

Im Chor der Raunzer

Der Beitrag „Umschichtung der Mittel absolut fatal“ von Clemens Rosenkranz (Seite 15) zeigt, dass immer, wenn keine neuen Rekordzuwächse für die Hoteliers in Aussicht sind, der stereotype Aufschrei nach mehr Geld für den Tourismus kommt, und die Wirtschaftskammer muss da natürlich gleich in den (Mitglieder-) Chor einstimmen. Die Werbestrategie der Österreich Werbung ist erfolgreich und mehrfach international ausgezeichnet. Neue Schwerpunkte für die neuen Zielgebiete in Zentral- und Osteuropa sind neben Deutschland längst gesetzt. Und auch die Vertriebschienen im Online-Bereich (zum Beispiel Tiscover) sind europaweit führend.

Moritz Warta, Innsbruck

Parallelschwung

Kompliment zu dieser Analyse (*economy* 13/2006, Seite 16) und zur Erkenntnis, dass emotionale Ereignisse wie die Fußball-WM große Auswirkungen auf rationale Dinge wie die Wirtschaft oder die Einstellung einzelner Unternehmer haben. Sie haben es in der Tat. Im Positiven wie im Negativen.

Fred Portner, Wien

Reiseberichte

Ich habe das Dossier in Ausgabe 13 sehr genossen. Jakob Steuerers Reisebericht der Gegenwart brachte mich zum Schmunzeln, hoffe, er hat seine Vorsätze im friedlichen Österreich wahr gemacht. Die mittelalterliche China-Reise bildet, ohne zu belehren. Schön.

Robert Mayerhofer, Wien

Schreiben Sie Ihre Meinung an Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien, oder schicken Sie eine E-Mail an redaktion@economy.at.

Im Test

Abkühlung am Donaukanal



hinunter. Ahh! Neben dem Wasser hat es eindeutig ein paar Grade weniger. Die Folge: Das hitzeunterdrückte Hungergefühl artet zu einem Orchester der Magensäfte aus. „Schnell was essen“, lautet die Botschaft. Auf der Höhe der Salztorbrücke hat sich rund um ein Glashaus das „Expedit“ eingenistet. Die Karte ist klein, das Essen fein, die Atmosphäre sehr entspannt. Keine laute Musik, kein Gedränge, freundliche Kellner. Die Kehrseite: Ge-grilltes wird in Butterbrot-papier gewickelt. Und mit Ein-weglöffel schmeckt die Panna Cotta eindeutig holzig. Sind Teller und Besteck wirklich zu viel verlangt?

www.adriawien.at

Punkte:

Papierlt

Die Nächte sind kurz und heiß. Es ist Sommer. Unklimatisierte Büros, wie die *economy*-Redaktion, werden ab Mittag zur Brühstätte geschwächerter Gehirnleistungen. Was liegt näher, als die verlangsamte Aktivität zu Sonnenuntergang am Donaukanal wieder in Gang zu bringen? Man torkelt hitzetrunk die Stufen zum Donaukanal



Familienbühne

Die älteste Institution am Kanal ist die Summerstage. Sie hat sich zum Treffpunkt vor allem für Familien entwickelt. Die Kinder nutzen die gesicherten Trampolins, während die Eltern sich an einem der Gastro-Standln unterschiedlich gut verpflegen.

www.summerstage.co.at

Punkte:

Schicke SB-Zone

Einst Afterhour-Park der Techno-Gemeinde, hat sich post Baustelle die Strandbar Herrmann bei der Urania breit gemacht. Drängelei, laute Musik, meist nur Stehplätze. Und hitzebetäubte Körper müssen sich noch alles selbst holen. Fazit: Zu stressig!

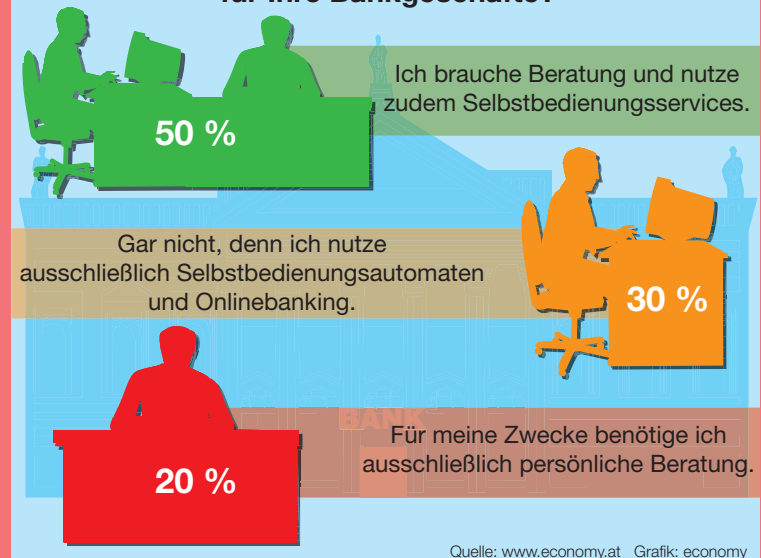
www.strandbar-herrmann.at

Punkte:

Rita Michlits und Klaus Lackner (Maximalwertung: 5 Punkte)
Fotos: kl Dieser Test spiegelt die persönliche Meinung der Autoren wider.

Frage der Woche

Brauchen Sie einen persönlichen Berater für Ihre Bankgeschäfte?



Quelle: www.economy.at Grafik: economy

Buch der Woche

Arbeitsbuch der Offline-Markenstrategie

Henry Ford führte 1913 mit seinem Ford-Modell T nicht nur die Trennung von Hand- und Kopfarbeit durch die Fließbandproduktion (Taylorismus) ein, er ist immer auch für einen Sager gut: „Enten legen ihre Eier in aller Stille. Hühner gackern dabei wie verrückt. Was ist die Folge? Alle Welt isst Hühnereier!“ Markenstrategie Klaus-Dieter Koch zeigt in „Reiz ist geil“, dass Hühnerei nicht Hühnerei ist, und leitet mit Denkanstößen, Arbeitsblättern und Checklisten zur Kreation einer attraktiven Marke an.

„Kochs Überlegungen, physikalische Gesetze auf den Bereich der Marken anzuwenden, gefällt mir, und ich habe sie bei noch keinem anderen Titel angetroffen. Die zahlreichen Beispiele zu guter und schlechter Markenpraxis haben dieses Buch für mich zu einer spannenden Lektüre gemacht“, lobt Marketing-Papst Philip Kotler den Branding-Spezialisten in einem Vorwort. Nach Koch funktionieren Marken wie Systeme in der Natur: Sie sind anziehend, wenn sie eine hohe Dichte aufweisen und sich von

anderen deutlich abgrenzen. Koch präsentiert sieben Naturgesetze, um Markenwert aufzubauen und die Anziehungskraft einer Marke zu stärken. „Wir haben kein Leistungs-, Innovations-, Qualitäts- oder Servicedefizit, sondern ein Verführungsdefizit“, meint der Gründer und Inhaber des Nürnberger Strategieberatungsunternehmens Brand Trust.



Auf die eigene Website, die eine Marke durch geschickte virtuelle Kommunikation unterstützen könnte, hat Koch seine sieben Schritte

zur attraktiven Marke scheinbar noch nicht übertragen. Die völlig reizlose Startseite www.brand-trust.de führt durch längst als überholt geltende Pop-ups und sinnentleerte Spielchen in die eigentliche Materie. Vielleicht folgt ein Update für die heutige kombinierte Markenkommunikation. *rem*

Klaus-Dieter Koch: *Reiz ist geil. In sieben Schritten zur attraktiven Marke* Orell Füssli Verlag, 2006 29,80 Euro ISBN 3-280-05178-9

Termine

● **Überparteiisches Training.** Das steirische Bildungszentrum (Bic) will mit einem parteiunabhängigen Forum politisch interessierten Menschen die Möglichkeit geben, sich notwendige Kenntnisse anzueignen. Das „Überparteiische Politische Trainee-Programm“ bietet neun Monate geführte Ausbildung und sechs Monate Mentoring. Im Rahmen von persönlichkeitsbildenden und juristischen Seminaren, Podiumsdiskussionen, Workshops und Praktika wird eine umfassende Politik-Ausbildung geboten. Die einzelnen Seminarmodule werden abwechselnd in den neun Bundesländern abgehalten. Das erste findet Anfang September in Wien statt. Ende der Bewerbungsfrist ist der 11. August. www.bic.cc

● **Tag der Ingenieure.** Unter dem Motto „Ingenieure verbinden Regionen“ laden Österreichs Ingenieurkonsulenten am 28. September zum Ingenieurstag ein. Zu dieser umfassenden Informationsveranstaltung sollen Interessenten aus der Wirtschaft sowie Vertreter öffentlicher Stellen in das Tech Gate Vienna kommen. Die internationale Tagung ist als Plattform für fachbereichsübergreifende und grenzüberschreitende Visionen und Kooperationen konzipiert. Gemeinsam diskutieren Experten aus Wissenschaft und Praxis intelligente Infrastrukturprojekte für Verkehr, Energieversorgung und Telekommunikation. www.ingenieurtag.at

● **CRM Summit.** Die Firma Update Software veranstaltet in diesem Jahr vom 9. bis 13. Oktober ihren „CRM Summit“ in Wien. Neben hochkarätigen Top-Referenten namhafter internationaler Unternehmen stellt vor allem der Beitrag von Martha Rogers, Gründungsmitglied der Peppers & Rogers Group, Pionierin des 1:1-Marketings und Bestseller-Autorin diverser Management-Publikationen, ein Highlight des Programms dar. www.update.com

● **Persönlicher Auftritt.** Dass das eigene Auftreten wichtig ist, ist bekannt. Trainiert wird dieses aber kaum. GFP bietet dazu an zwei Terminen (11. September und 14. November) Seminare nach der Structogram-Methode an. Hier werden persönliche Stärken und Talente analysiert und trainiert. Die Umsetzung erfolgt mittels Video-Analyse. Nach der Abstimmung von Außenwirkung und eigenem Verhalten sollte einem authentischen und erfolgreichen Auftreten nichts mehr im Wege stehen. www.gfp.at

Leben

Rita Michlits

Mit Querköpfen auf Sparkurs



Dieter Böhmdorfer gibt seinen juristischen Rat für Immobilienprojekte der Österreichischen Bundesbahnen zum Vorzugspreis von 250 Euro. Seiner Auffassung nach ist dies der niedrigste Stundensatz, den ein Rechtsanwalt haben könne. Er mache dies nur den ÖBB zuliebe.

Bei näherer Betrachtung ist dieses Honorar gar nicht so bescheiden. Aufgerechnet auf den gängigen Acht-Stunden-Tag verdient der Ex-Justizminister neben seinem Hauptjob als Anwalt und den vier Aufsichtsratsposten bei den ÖBB ein Körpergeld von 2.000 Euro für Beratung. Dass seine Sicht nicht ganz so neutral sein kann, wie sie von Konsumenten gemeinhin gefordert wird, erklärt sich von selbst. Nebenbei bemerkt, ist diese unscheinbare Summe in etwa das Durchschnitts-Monatsgehalt des österreichischen Mannes. Frauen verdienen laut Gleichstellungsbericht der EU-Kommission ohnehin um 17 Prozent weniger. Vielleicht würde der kritische Blick der einen oder anderen Frau den umweltfreundlichen Verkehrsbetrieb mit Objektivität bereichern. Alleinerzieherinnen könnte ich dem obersten Bahn-Mann Martin Huber ebenfalls wärmstens empfehlen. Die Notwendigkeit, tagtäglich mit wenig Haus zu halten, könnte beim angeblich eingeschlagenen Sparkurs helfen. Anja Förster, Top-Beraterin und professionell aufs Anderssein eingeschworen, empfiehlt Unternehmen zum Beispiel, sich Kunden, Partner oder beliebige externe Querdenker an Bord zu holen, damit diese den Finger in die offenen Wunden legen. Denkbar ist für mich auch, dass jedem beliebigen Passanten auf der Straße, sicher aber jedem Bahnkunden einiges zur Verbesserung der Bundesbahnen einfällt. Wenn den kreativen Innovatoren dafür noch Böhmdorfers Tagesgage winkt, bin ich sehr zuversichtlich, dass das bescheidene Körpergeld zu Rekordleistungen anspricht. Bei aller geforderten Neutralität.

Alexandra Riegler

Leben mit und in Echtzeit



Unter meiner Maus zucken eine Meldung über Senator Ted Stevens und sein jüngst bestiegenes Fettnäpfchen sowie ein Link, das mich zum astronomischen Bild des Tages führen will, um die Wette. Gerade war der Senator noch vorne, jetzt ist er samt lockendem Sternbild weg. Informationshäppchen werden kürzer, sagt Peter Baumgartner, Professor an der Donau-Uni Krems. Strategien, die die Häppchen ihrer Bearbeitung zuführen, fehlen dabei weitgehend. Man trifft sich dann etwa mit Leuten, versucht, eine Geschichte ins Gespräch zu fädeln, von der

man nur den Vorspann kennt, um herauszufinden, dass es zwei andere ebenfalls nicht zum Fließtext schafften. Und während die Nachrichten auf der Social Bookmarking-Seite um meinen Mauszeiger rittern, weil sie in Echtzeit ins Internet müssen, wartet eine dreistellige Anzahl E-Mails ebenfalls auf ihr Schicksal. Auch wenn man erschlagen von News, Gerüchten und echten Tragödien oft gar nichts mehr denken kann und der Senator Ende der Woche bereits vergessen ist, treibt doch etwas die Neugier an. Etwa die Möglichkeit, in den Kopf tausender Leute zu schauen, die ihn bis dato geschlossen hatten und sich nun im Rahmen von Social Software mitteilen. Oder eine Million User, die täglich auf einer einzigen Website Nachrichten lesen, die sie und andere aufgestöbert und bewertet haben. Manchmal, wenn einen Echtzeit nicht gerade ärgerlich macht, macht sie richtig schön bescheiden. Einen lückenlosen Strategieplan zur Lösung der Echtzeitproblematik hat auch Uni-Professor Baumgartner nicht zur Hand. Vor einiger Zeit, da hätte ihm eine Frau, die er kennen lernte, ebenfalls die Frage nach dem Umgang mit der Informationsfülle gestellt. „Wir haben das Problem zwar nicht gelöst“, erzählt er und schmunzelt, „aber dafür geheiratet.“



Die Gemüter erhitzen sich nicht erst in der 110. Minute auf dem Rasen. Abseits kommt es schon weit früher zu merkwürdigen Forderungen nach Verwarnungen. Foto: Rohrhofer

Die rote Karte für die gelbe Karte

Manager stehen auf Gelb, um unnötige Kontrollen ausüben.

Thomas Jäkke

Kevin ist ein Balljunge, der beim WM-Match Italien gegen Deutschland hinter dem Tor von Jens Lehmann gestanden ist. Der deutsche Goalie hatte ein Problem: Sein Kaugummi war platt. Lehmann rief Kevin, er solle zur deutschen Reservbank laufen, um ihm einen frischen Kaugummi zu holen. Beim Teamchef Jürgen Klinsmann hat der kaum zehnjährige Kevin persönlich geordert. Und Lehmann einen Kaugummi zurückgebracht. Eine Frage fürs WM-Quiz? Erlaubt, ja oder nein? Ja, aber Lehmann hätte es dem Schiedsrichter melden müssen. Hätte der Unparteiische die Übergabe des Chewing-Gum gesehen, hätte Lehmann mit der gelben Karte verwarnt werden müssen. So hart ist das Leben. Ein Regelverstöß quasi mit Tragweite. Sinnvoll oder nicht, Derartiges zu bestrafen?

Manche Manager glauben, dass die Kartenparade zum guten Ton eines jeden Fußballspiels gehört. Schon nach 20 Minuten fordert ein hochrangiger Manager, der Schiedsrichter müsse nun aber zum gelben Karton greifen, sonst entgleite ihm das Spiel. Für diejenigen, die das Spiel nicht gesehen haben: Beide Teams spielten mit äußerster Präzision, was die Fairness betrifft. Nach den besagten 20 Anfangsminuten gab es also keine keine größeren Vorkommnisse, bis zur Pause im Übrigen auch nicht. Da ein kleiner Rempel, dort ein kleines Foul, dort aufgestützt beim Köpfeln – kleine Regelverstöße, die selbst bei Wiederholungstätern nicht mit dem gelben Karton geahndet werden. – Falls es sich um einen guten Schiedsrichter handelt.

Warum den gelben Karton zücken – nur weil die Kuckucksuhr geschlagen hat? Kurioserweise ist das mit der Gelben

„nach 20 Minuten“ kollektive Managerdenke. Auch bei anderen Matches sind sich hochrangige Manager einig: Gelb muss her, sonst packt der Schiri das nicht mehr. Der eine oder andere hätte dem Referee eigentlich gerne eine SMS oder ein E-Mail in Echtzeit geschickt, damit der weiß, was los ist!

Auf die Frage, warum denn unbedingt das gelbe Ding gezückt werden solle, kommt dann die Auflösung: Der Schiedsrichter muss die Sache im Griff haben. Risikomanagement ist wohl ein Fremdwort für die Herren Manager.

Eine Psychologin klärt auf: Manager dieser Kategorie hätten einen unbändigen Drang nach Kontrolle. Umgelegt auf das Unternehmen kann das heißen: Kontrollieren der Untertanen bis zur Ineffizienz, Anfertigen lassen von Tätigkeits- und Arbeitszeitlisten, die nichts bringen – außer Ärger.

Consultant's Corner

Reinventing Itself

Once thought to be a slow moving, staid industry, banking has become the hot growth sector where growth is not limited to new EU entrants in central and eastern Europe. The excitement, pace, "feel" parallel the IT and Telco boom of only a few years ago. Customer expectations increasingly focus on how quickly a service or product can be provided. This opportunistic trend is forcing banks to be creative in their partnerships and solutions and to critically appraise and replace managers who can't keep up with this new paradigm. New processes are influencing what type of individuals need to be in place. The "new" banker must understand a much more mobile community,



one in which customer retention will be challenging. A personal relationship with a high "service orientation", a "customer is king" approach will be essential if the banking community faces the kind of retention problems present in the telco industry. Leaders have found they need to be more hands-on, guiding and influencing their teams in these new principles themselves, reflecting on what other changes must be implemented to keep up with a market in transition. But with change come opportunities and early indications show that in this case, what is happening in the east may actually filter back to influence the west.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners